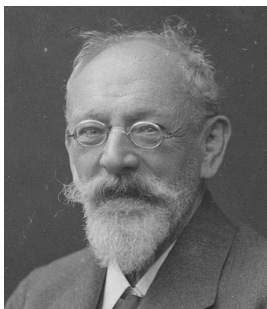


# KAREL KLOSTERMANN

---

Dem Glück nach

*Erstdr. 1895*  
*(Auszug)*



KAREL KLOSTERMANN

Geb. 1848 in Haag (Oberösterreich), gest. 1923 in Štávek bei Strakonitz

Der Sohn eines österreichischen Arztes und einer gebürtigen Tschechin wuchs in Westböhmen auf und besuchte das Gymnasium in Pisek und Klattau. Nach einem abgebrochenen Medizinstudium in Wien (1865 bis 1869) arbeitete er als Erzieher in Böhmen und 1872 wieder in Wien als Journalist bei der Zeitschrift „Wanderer“. Von 1873 bis 1908 unterrichtete Klostermann an der deutschen Realschule in Pilsen als Französisch- und Deutschprofessor. Seinem literarischen Debüt, den auf deutsch verfaßten „Böhmerwaldskizzen“ (1890) folgten zahlreiche tschechisch geschriebene Romane und Erzählungen, wie „V ráji šumavském“ (Im Paradies des Böhmerwaldes, 1893) oder „Ze světa lesních samot“ (Aus der Welt der Einödbauern, 1894), mit denen Klostermann diese Region und ihre damals unberührte Natur für die tschechische Literatur entdeckte, ohne dabei – so etwa in „Skláři“ (Die Glasarbeiter, 1897) – die sozialen Probleme außer acht zu lassen. Sozialkritisch ist auch „Za štěstím“ (Dem Glück nach), der einzige maßgebliche Roman der tschechischen Literatur des 19. Jahrhunderts über die Wiener Tschechen. An den Schicksalen von vorwiegend aus dem Böhmerwald stammenden Zuwanderern schilderte Klostermann die Ausbeutung der tschechischen Arbeitskräfte in Wien und die Schattenseiten des sozialen und gesellschaftlichen Aufstiegs – moralische Defizite und nationale Entfremdung. Das Buch, das in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts spielt und die verschiedensten Gesellschaftsschichten unter die Lupe nimmt, wurde von den österreichischen Schulbehörden als nationalistische Provokation interpretiert und mit disziplinarischen Maßnahmen gegen den Autor beantwortet.

**E**in Novembermorgen dämmerte über Wien herauf. Herauf? Ich weiß nicht, ob er sich nicht über die Stadt hinabwälzte, es ist schon lange her, fast dreißig Jahre: aber ich bin mir sicher, daß jener Herbstmorgen bestimmt nicht prächtig war; in der nordöstlichen Leopoldvorstadt, in jenen Gegenden, wo sich heute der Nordwestbahnhof erstreckt, war es überhaupt nicht schön. Die Donau war noch nicht reguliert, und im Herbst klafften die wasserlosen Arme des berühmten Stroms zu den grauen Himmeln wie die weißlichen Streifen einer Sandwüste, umsäumt von verkümmerten, traurigen, kahlen Bäumen. Ein garstiger Nordwind trieb naßkalte Dunstschwaden vom Fluß her; nicht das leiseste Anzeichen eines azurblauen Himmels, von Sonnenschein, obwohl es acht Uhr vorüber war, überall nur schmutziges Zwielicht, das an den verhältnismäßig niedrigen Häuschen am Ende der Taborstraße zu kleben schien. Man kann nicht sagen, daß Totenstille herrschte, aber lebhaft war es auch nicht. Fuhrwerk um Fuhrwerk rumpelte über die kotige Mitte der breiten Straße; da schritten die Fuhrleute schweigend neben ihren Karren, dort lümmelten sie auf Kotzen und auf den Wagenkörben des Vorderwagens herum; auf den damals in der Nähe der Peripherie der Stadt ärmlichen und holprigen Gehsteigen eilten alle möglichen Gestalten dahin, sie rieben sich die Hände oder ballten sie in der Tasche zur Faust. Fast jede Bewegung zielte in Richtung der inneren Stadt. Hin und wieder tauchten ganze Scharen von Fußgängern auf, die ein unregelmäßiges Knäuel bildeten. Der Schritt, unsicher aufs Pflaster gesetzt, das halb erstaunte, halb stumpfe Gaffen verriet, daß es Menschen vom Land waren, auch wenn ihre Tracht das nicht bestätigt hätte. Es waren Männer und Frauen, Kinder unterschiedlichen Alters, größere und kleine, die noch kaum dahintappen konnten.

Traurig war der Anblick dieser Menschen; auf ihren Gesichtern sah man Müdigkeit, Unausgeschlafenheit, Hunger, Nöte jeder Gattung, sie waren schmutzig, durchnäßt, zum Erbarmen. Aber wenn man genau hinblickte, konnte einem der Hoffnungsschimmer nicht entgehen, der aus so manchem Auge hervorschlug. Als ob diese wortkargen Gesichter sagten:

„Gott sei Dank, wir sind da, glücklich angekommen, die Qualen sind vorbei!“

Es gingen mehrere solcher Gruppen vorüber, eine war besonders zahlreich. Wie sie sich so ganz langsam dahinbewegte, überholte sie ein junger Kerl mit einem flachen, schwarzen Hütchen mit weiß gestreiftem Band. Sein Schnurrbart war aufgewirbelt, die Koteletten an den Schläfen, die in der Mitte des Gesichts in einer scharfen Spitze endeten, verliehen seinem Gesichtsausdruck etwas Herausforderndes, genauso wie das Stück einer Virginia, das er zwischen den Lippen kaute. Er überholte die erwähnte Menschenhorde, musterte einige Gestalten, steckte die Hände in die karierten Hosen und brummte auf deutsch in Vorstadtwienerisch:

„*Schon wieder a so a Herd' Böh'm'!*“

Einer der Männer, der offensichtlich genauso wenig verstand wie die übrigen, fragte ihn, als er bemerkte, daß dieses Jüngelchen stehengeblieben war und etwas von sich gab, mit jenem Tschechisch in leicht gesungenem Ton, das unseren Süden kennzeichnet:

„Gevatter, können Sie vielleicht Böhmisch? Seien Sie so freundlich und nennen Sie uns irgendeine Schenke ...“

Es war ein stämmiger, starker Riese, dessen Hände Schaufeln glichen. Der „fesche“ Wiener, der natürlich kein Wort kapierte, glaubte wahrscheinlich, der Sprecher hätte seine spöttische Bemerkung verstanden, und hielt es daher für das beste, zwischen zwei Fuhrwerken, die einander eben an dieser Stelle kreuzten, zu verschwinden, ohne abzuwarten, bis der Fremde zu Ende gesprochen hatte. Dieser zuckte mit den Achseln und ging mit seinen Gefährten stumm weiter.

Plötzlich stürzte ihnen eine andere Person entgegen, zart und kleinwinzig; die verschmitzten Äuglein zwinkerten unablässig unter den dichten Augenbrauen in einem merkwürdig zerfurchten Gesicht. Schlechtigkeit und Gerissenheit blinzelten aus diesem gelben, von einem dunklen, angegrauten Bart umrahmten Antlitz. Die schäbige Kleidung, die ausgefransten Hosen und die zerrissenen Schuhe wirkten nicht gerade vertrauenerweckend; aber wie hätten die Ankömmlinge das bemerken können, da die Erscheinung, kaum bei ihnen angekommen, die Augen aufriß, dem ersten von ihnen – dem uns schon bekannten Riesen – seine schmutzige Rechte hinstreckte und, fast verzückt und erfüllt von bewegter Vertrau-

lichkeit, sagte: „Mein Gott! Josef! Wie kommen Sie denn hierher? Ah, wie ich mich freue!“

Als der Mann vom Land die tschechischen Worte vernahm, fuhr er zusammen; auf seinem Gesicht erschien die ganze Freude, die ein Mensch in der Fremde beim Klang seiner Muttersprache verspürt, eine um so größere Freude, wenn man die fremde Sprache nicht versteht. Er blieb stehen, ergriff die ihm entgegengestreckte Hand; die übrigen hielten auch an. „Nun, wie geht's, Josef? Was macht denn deine Frau?“ fragte der Mann.

„Bitte, Gevatter, meine Frau ist hier –“, zeigte der Dörfler auf eine stattliche Frau neben sich, die ein leise weinendes Kind am Rücken festgebunden hatte; genug Elend blickte aus den großen, blauen Augen dieser Frau, aber sie war dennoch schön, sogar trotz der unordentlichen Kleidung, die ihren Körper verhüllte. „Aber, bitte, ich heiße nicht Josef, ich heiße Matěj –“

„Gut, gut, Matěj, ich weiß schon, ich habe die Namen verwechselt. Sie sind doch aus Přeborowitz – das – bei Strakonitz, nicht wahr?“

„Bitte, ich bin aus Kumžak, aus Königseck.“

„Richtig, aus Königseck – ich weiß schon. Man bringt alles durcheinander, wenn man soviel in der Welt herumkommt und so viele Leute kennenlernt. Aber das ist egal – Landsmann ist Landsmann! Sie müssen wissen, ich bin ein Patriot – sobald ich einen Böhmen seh', lacht mir das Herz im Leib.“

Ein anderer mischte sich in das Gespräch: „Gevatter, ich bin aus Strakonitz, wenn Sie sich dort auskennen, aus Mladějowitz.“

„Wie sollte ich es nicht kennen? Das gehört dem Windischgrätz.“

„Stimmt, stimmt – sehen Sie, wir haben uns verständigen können.“

Die anderen traten immer näher. „Seht, seht“, murmelten sie.

„Ich sag's ja immer“, warf eine schon etwas ältere Frau ein, „die Leute kommen zusammen ...“

„Gevatter“, ließ der erste sich wieder vernehmen, „Sie zürnen mir hoffentlich nicht, wenn ich Sie frage, ob Sie nicht irgendein Wirtshaus kennen. Wir sind heute von Jedlesee herüber marschiert, wir sind ganz durchgefroren, am meisten die Kinder. Sie wissen schon, es soll nicht teuer sein – ein bißchen Suppe, das ist alles. Brot haben wir noch aus Böhmen. Wissen Sie, wir suchen Arbeit. Angeblich wird hier viel gebaut, man erzählt, es gibt was zu verdienen. Bei uns



Malerlehrling auf dem Wiener Graben

„... an einem Tisch in einer Ecke saßen ungefähr zehn Jungen im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren; schäbig aussehende, schmutzige Buben, deren Augen stumpf ins Leere starrten. Einige waren sichtlich schläfrig, die anderen konnten sich vor Müdigkeit kaum auf den harten Stühlen halten. Angehende Lehrlinge! Die Eltern schicken sie oft aus fernen Landstrichen her, damit sie ihr Glück in der Residenzstadt suchten. Das Glück! Alle, die aus Böhmen herkommen, kommen auf der Suche nach dem Glück, und wer zählt die traurigen Opfer, die im Wirbel des Lebens, im erbarmungslosen Kampf um die Existenz untergingen? Ein dorniger Weg, auf den das harte Leben mit der Ferse tritt; zerstörte Leben, aus den Wurzeln gerissene Existenzen, die an Körper und Seele Schaden leiden, markieren diesen Weg, wie die Gerippe Verdursteter die Routen der die Sahara durchquerenden Karawanen kennzeichnen. – Du große Not der tschechischen Lehrlinge in Wien, derer sich keine Menschenseele annimmt, denen moralische Stärkung und religiöser Trost und auch christliche Belehrung abgesprochen werden, du Not, die größer ist, als jener sie sich vorstellen kann, der dies nicht mit eigenen Augen gesehen hat – wer mißt die Tiefe deines Abgrunds, wer schreibt deine Epopöe? Kaum ein Drittel der Buben, die hierher kommen, sieht seine Lieben wieder, und auch von denen sind viele den Eltern und der Heimat entfremdet ...“

Karel Klostermann, „Dem Glück nach“ (1895)

schuftet man den ganzen Tag und verdient im Sommer dreißig neue, eine Frau kaum zwanzig ... und im Winter gibt es oft nicht einmal diesen Verdienst.“

„Natürlich“, antwortete der Schäbige, „zu verdienen gibt es hier genug. Wenn noch tausendmal soviel von Euch kämen, alle werdet ihr Euer Auskommen finden. Ich sag’ Euch: Man ist ein Böhme und Patriot, aber Wien ist Wien. Ein Wirtshaus sucht Ihr? Ihr könnt Gott danken, daß Ihr mir begegnet seid. Ihr kennt Euch hier nicht aus, Ihr hättet vielleicht eine Stunde, vielleicht einen halben Tag gesucht und nichts Passendes für Euch gefunden. Hier gibt es lauter Halsabschneider – vielleicht wärt Ihr wo eingekehrt, wo man Euch bestohlen hätte, im besten Fall hättet ihr geblecht, daß Ihr schwarz geworden wärt. Aber ich bringe Euch wohin, es ist nicht weit. Dort ist es wie geschaffen für Euch, und Meister gehen dort auch hin und Unternehmer, die Arbeiter suchen.“

Die armen Böhmen hörten andächtig zu. Das war ja schier ein Erlöser! „Meine Mutter betet daheim“, sagte irgendein junges Mädchen, „daß Gott der Allmächtige mich einen guten Dienst finden läßt und mir gute Menschen schickt, die mir suchen helfen. Meine Mama hat gesagt: Bětuška, geh in die Welt. Die Novák Karla ist auch nach Wien gegangen, so bettelarm wie du und heute ist sie dort Hauswirtin. – Vor zwei Jahren ist die Karla gekommen wie eine Königin; Tschechisch konnte sie fast nicht mehr, aber deutsch hat sie geredet wie die Frau Baronin aus Hlawňowitz.“

Der „Erlöser“ betrachtete die Sprecherin. Ein siebzehnjähriges Mädchen, gut gewachsen und hübsch zum Anbeißen. Er schaute und schaute, ließ die Augen nicht von ihr.

„Um Euch, Mädels, werd’ ich mich kümmern“, sagte er väterlich, „und wenn ich sage, ist es, als ob es der Herr Kaiser gesagt hätte.“

Er faßte ihr mit seiner schmierigen Rechten von unten an ihr frisches Kinn, so daß sie unwillkürlich zurückwich und dabei ganz rot wurde. Ihr festes und dennoch weiches Händchen, an dem ein einfacher, silberner Ring mit einem roten Steinchen glänzte, stieß die zudringliche Hand weg.

„Na, na, nicht gleich zornig werden“, sagte er, „wir werden schon noch miteinander Bekanntschaft machen. Geh’n wir jetzt, wir sind gleich dort.“

Sie setzten sich in Bewegung, rückten ihre Ranzen auf den Rücken zurecht. Ihr Führer hörte beim Gehen nicht auf zu reden:

„Fragt hier in der Leopoldstadt, fragt wen Ihr wollt und wo Ihr wollt. Jeder wird Euch sagen, wer Jindřich Valášek ist. Aber Jindřich müßt Ihr sagen! Valášek gibt's hier nämlich etliche; da ist zum Beispiel der Jan Valášek, ein schmutziger Schuster. Er besitzt zwar zwei Häuser, aber wer beachtet ihn schon, den Schuhflicker. Hier ist es so, daß man Verdienste haben muß, um beachtet zu werden, wißt Ihr, wirkliche Verdienste, und die hab' ich, Gott sei Dank. Ihr könnt Euch erkundigen.“

Schwer zu sagen, wen die armen Ankömmlinge gefragt hätten, fest steht jedoch, daß sie den verdienstvollen Herrn Jindřich Valášek mit ungeheuchelter Ehrfurcht ansahen, die noch wuchs, als er mit ihnen in einen dreckigen, finsternen Torweg einbog, durch den sie in eine noch dreckigere Schenke gelangten. Es brannten dort zwei Gasflammen, aber Gestank und Dunst, Tabakrauch und, weiß Gott, was noch erlaubten den Flammen nicht, klar zu brennen. Die Spelunke war gestopft voll; überall saßen, lagen hier den Neuankömmlichen ähnliche Typen auf den Bänken herum; auf dem Fußboden waren Säcke, Beutel, Ranzen abgestellt, alles wie eingelegt in eine dichte Schicht aus Tabakasche und Resten von Stroh, das anscheinend vor kurzem entfernt worden war.

„Begrüße Sie herzlich, Herr Valášek“, sagte irgendein ungehobelter Kerl, nicht weniger schmutzig als der, den er willkommen hieß. Offenbar war es der Wirt, denn fast im gleichen Atemzug gab er Befehle:

„Martin, den Branntwein dort auf den Fünftisch, Achtung auf den Siebener! Der Kerl ist ganz zerlumpt, wer weiß, ob er Geld hat.“

„Hier, ich bring' Euch Gäste“, sagte Valášek. „Bedient Sie gut, es sind brave Leute, wissen Sie, lauter Bekannte.“ Dann wandte er sich an seine Schäfchen: „Wenn ich Euch nämlich als Bekannte vorstelle, haben sie mehr Achtung vor Euch und werden nicht so viel rechnen. Setzt Euch.“

Sie schauten sich um, schön bedächtig, wie es sich für Landmenschen gehört. Es hatte den Anschein, als ob sie sich nicht getrauten. Schließlich faßten sie einen Entschluß; zusammenbleiben konnten sie nicht, also trennten sie sich voneinander und setzten sich zu zweit, zu dritt hin. Ein Moment der Verwirrung trat ein. Einige kleine Kinder, die wahrscheinlich vom beißenden Rauch keine Luft bekamen, begannen herzerreißend zu weinen.

Matěj aus Königseck, seine Frau mit dem kleinen Kind und das

hübsche junge Mädchen, um das sich zu kümmern, Valášek versprochen hatte, fanden Platz an einem Tisch; noch ein Mädchen schloß sich ihnen an, das sich den ganzen Weg an ihrer Seite gehalten hatte, ein kaum vierzehnjähriges Mägdlein, fast noch ein Kind; sie war zart und klein für ihr Alter. Einen großen Teil der langen Reise hatte sie mutterseelenallein hinter sich gebracht, von niemandem aus der Heimat begleitet, nur fremde Menschen hatten sich ihrer unterwegs angenommen. Mit ihren mageren Händchen nahm sie einen ziemlich kleinen Beutel von ihren Schultern, der ihr ganzes Eigentum enthielt; sie legte ihn auf ihren Schoß, öffnete und durchwühlte ihn, bis sie einen Kanten harten Schwarzbrotts fand.

Um den Tisch saßen mehr Leute, lauter Tschechen, im Wirtshaus war überhaupt kein deutsches Wort zu hören. Dem Mädchen gegenüber saß ein älterer Mann mit schütterem Haar; er stützte den Kopf auf seine Rechte, in der Linken hielt er eine erloschene Pfeife, die er manchmal unwillkürlich an den Mund hob; vor ihm stand ein fast leeres Gläschen mit irgendeiner scheußlichen Flüssigkeit. Er saß da, brummte zusammenhanglose Wörter: „Meiner Seel' ... nichts, überall nichts ... wie Vieh könnte man krepieren ..., und dieser Gauner schreibt auch mit doppelter Kreide ...“

Auf einmal wandte er sich an das Mädchen gegenüber: „Und du, Kind, bist du auch heute angekommen? Woher stammst du?“

Sie blickte ihn an und merkte, daß er gute Augen hatte.

„Aus Mischenetz, bei Protiwin.“

„Gar aus Mischenetz – hm, hm. Und das ist dein Vater?“ zeigte er auf Matěj.

„Aber nein. Er hat mich erst in Österreich eingeholt. Ich hab' keine Eltern mehr. Ich habe in Mischenetz bei meiner Tante gewohnt, und die hat mich in die Welt geschickt, daß ich mir was zum Leben verdiene, weil sie selber nichts zu essen hat; also hab' ich mich nach Wien aufgemacht.“

Ein Schatten echten Mitleids flog über die verwitterte Stirn des alten Mannes. „Trink das aus!“ sagte er, indem er ihr das Gläschen hinschob, „trink aus, damit dir warm wird. Du bist arm, wie ich. Du hast keine Eltern, ich hab' einen Sohn, weißt du, und hab' ihn eigentlich auch nicht. Ich hatte drei Söhne, um es dir zu sagen. Einen hat mir der Krieg genommen, ich hab' einmal irgendwelche Papiere aus Italien bekommen, angeblich ist er dort am Fieber gestorben. Der zweite, weiß Gott, in welchem Kriminal der herumkugelt



– er ist heruntergekommen, schade um jedes Wort; und der dritte, der war brav. Er ist als Weißgerbergeselle hergekommen, ohne einen einzigen Kreuzer. Der Meister, bei dem er arbeitete, hatte ihn ins Herz geschlossen, und als der Meister voriges Jahr starb, hat ihn die Meisterin noch mehr ins Herz geschlossen. Vor einem Jahr hat sie ihn geheiratet, und er hat mit ihr zwei große Häuser und eine Werkstatt bekommen, wo fünfzehn Burschen arbeiten. Daraufhin schrieb er mir nach Moldauthein – weißt du, ich bin nämlich aus Moldauthein, deswegen kenne ich Mischenetz. Vater, schrieb er, begeben Euch nach Wien, Ihr werdet bei mir wohnen. Ich hab’ in Moldauthein als Tagelöhner gearbeitet, Armut gab es genug. Ich glaubte, ich hätte einen Terno gewonnen. Ich komm’ also nach Wien und schnurstracks zu meinem Sohn. Ein gnädiger Herr, sag’ ich dir, mein Sohn. Am Anfang war es wie im Paradies. Aber mit der Zeit, Gott verzeih mir, ist aus dieser Braut ein wahrer Drache geworden! Ein Krawall nach dem andern. Der Teufel häßt’ angeblich diesen alten böhmischen Hund gebracht. Und mein Sohn durfte nicht widersprechen, er durfte nicht, mein Kind! Um dem Ganzen ein Ende zu machen, schickte er mich eines Tages fort. Er hatte Tränen in den Augen, er versprach hoch und heilig, daß er mich unterstützen würde – aber er darf nicht, der Lindwurm gibt nichts her! Sie hat alles, und er nur das, was sie ihm gibt. Seit ich aus dem Haus bin, darf mein Sohn nicht einmal ins Wirtshaus. Daß er dort angeblich sonst nicht hingehen würde, daß er mir angeblich Geld geben würde, sagt sie. Und wenn du mich fragst, warum sie so böse ist, sag’ ich dir folgendes: weil ich mit meinem Sohn tschechisch geredet habe! Wie sollte ich anders mit ihm sprechen? Ich kann doch nicht anders. Sie versteht es nicht und kann es nicht ertragen, dauernd dachte sie, daß wir uns gegen sie verschwören. Seit einem halben Jahr bin ich von ihnen weg und arbeite als Tagelöhner, wenn es Arbeit gibt. Aber jetzt gibt es keine Arbeit; man hat zu bauen aufgehört – nichts, nichts ...“

Der Alte trank, ohne überhaupt zu bemerken, daß das Mädchen das Gläschen nicht einmal angerührt hatte. Alle lauschten ihm, sofern sie ihn in dem allgemeinen Lärm verstehen konnten.

„Also Oheim“, meldete sich Matěj, „Sie erzählen, daß es schlecht steht mit dem Verdienen, daß es wenig Arbeit gibt?“

Der Alte blickte ihn an, hustete, winkte mit der Hand ab.

„Sie sind jung, stark – vielleicht finden Sie was – aber weiß Gott, ob sofort, und aufs Warten sind Sie nicht eingerichtet. Der Winter

hat begonnen, die Bauarbeiten sind eingestellt, das ist das Problem. Schauen Sie, wieviel Menschen hier sind. Und Wirtshäuser wie dieses da, wo das aus Böhmen kommende Arbeitervolk verkehrt, gibt es hier in Hülle und Fülle.“

Matěj überlegte. Er hatte sich mit Frau und Kind herbegeben, wobei er in der ganzen großen Stadt nur einen einzigen Bekannten hatte, und der gehörte noch dazu einer anderen Gesellschaftsschicht an. Es war ein Landsmann aus Königseck, ein naher Verwandter von ihm, ungefähr in seinem Alter; er erinnerte sich an ihn von den Zeiten her, als sie als Buben miteinander gespielt hatten. Dann ging Eman – so hieß er – zum Studium nach Neuhaus; er sah ihn noch einige Jahre in den Ferien und an Feiertagen, aber da war es mit dem Vertrauen schon vorbei. Eman spielte zwar nicht den Herrn – aber er, Matěj traute sich nicht. Eman konnte wahrscheinlich Latein, und Matěj diente als kleiner Knecht bei einem Bauern. Später ging Eman nach Wien und war jetzt ein Herr in irgendeiner Kanzlei. Emans Bruder lebte in Königseck, und als Matěj sich nach Wien aufmachte, gab dieser ihm dessen Adresse, die irgend jemand fein säuberlich auf deutsch aufgeschrieben hatte. Matěj trug den Zettel ganz zerknittert in seiner Weste, nun zog er ihn heraus und bemühte sich, ihn mit seiner breiten Hand zu glätten.

„Seht Ihr“, sagte er, „da ist die Adresse meines Cousins aufgeschrieben; er ist ein Herr, sicher ein großer Herr, ich werde noch heute zu ihm gehen.“

„Ein Herr soll das sein?“ sagte der Alte. „Na, dann gehen Sie lieber nicht hin. Der wird wenig Freude haben, wenn er Sie sieht. Suchen Sie sich lieber eine Wohnung, um etwas zu haben, wohin Sie Ihren Kopf betten können.“

Daran hatte Matěj bisher noch nicht gedacht – jetzt schoß ihm diese Frage plötzlich durch den Kopf. Wo würde er schlafen? Hier war es ganz anders als auf dem Land; kaum hatte er den Fuß in die Stadt gesetzt, endlose, unwirtliche Häuserreihen; alle Häuser kamen ihm gleich vor. Wie sollte er sich hier auskennen? Seiner Frau waren wahrscheinlich die gleichen Gedanken gekommen, sie begann auf einmal zu weinen, und auch der hübschen siebzehnjährigen Bětuška traten die Tränen in die Augen.

„Zu allererst das eine“, meinte Matěj nach einer Weile, „ich muß heute Arbeit finden; wenn ich die habe, werden mir meine Kameraden sagen, wo ich mir ein Dach über dem Kopf suchen soll.“

In der Schenkstube wechselten unterdessen die Gäste; die einen gingen und andere kamen. Nur Herr Valášek war nicht verschwunden; er eilte von Tisch zu Tisch, trank, sprach, gab Belehrungen ab; hie und da wurde ihm ein Gläschen angeboten, das er herablassend annahm.

Er kam auch an den Tisch, wo Matěj saß. „Gevatter“, sagte dieser, „haben Sie die Gnade, vielleicht zu wissen, was das ist?“ und er reichte ihm die Adresse seines Cousins.

Herr Valášek stellte sich unter die Gasflamme – das Gas brannte hier den ganzen Tag – und begann zu lesen: „*Em. Koschatta, k. k. Ministerialkoncipist, Mariahilf, Schmalzhofgasse 28, II. Stock, Tür 17.*“

Nachdem er fertiggelesen hatte, faltete er das Papier und wandte sich an Matěj:

„Gut. Ich weiß, wo das ist, und bring’ Euch von mir aus gleich hin; kommen Sie.“

Matěj blickte ihn mit einem Ausdruck unendlicher Dankbarkeit an. „Mein herzensguter Gevatter, der Herrgott wird’s Ihnen vergelten ...“

„Na, na, wir sind doch Menschen, und ich hab’ ja ein christliches Gemüt – und außerdem ein Landsmann! Ich versäum’ zwar eine Menge, und meine Zeit ist knapp, aber weil Sie es sind, werd’ ich auf nichts Rücksicht nehmen.“

Matěj erhob sich und wandte sich an seine Frau, die das weinende Kind beruhigte.

„Hörst du, Terezka, dieser Herr wird mich zum Herrn Oheim führen. Du wartest hier auf mich, bis ich wieder da bin. Rühr’ dich nicht vom Fleck, laß dir das gesagt sein.“

Weil Herr Valášek schon neben der Tür stand, zahlte er schnell das bißchen Suppe, das sie gegessen hatten, und eilte dem Helfer nach, den Gott ihm gerade geschickt hatte.

Sie waren wieder draußen. Es mochte zehn Uhr sein, aber es war immer noch dunkel. Auf dem Himmel zogen dichte graue Wolken dahin, die kaltes Regenwetter verströmten. Die beiden Männer eilten durch die lange Taborstraße in Richtung Stadt, der eine warf die spindeldürren Beine durcheinander wie ein dahinstürzendes Wiesel, der andere bemühte sich, ihm mit dem wuchtigen, langen, ausgiebigen Schritt der ans Gehen gewöhnten Landmenschen zu folgen. Um sie herum das Rauschen und der Lärm drängelnder Passanten und ineinander verkeilter Wagen jeder Art; Matěj war wie betäubt, er nahm die langen Häuserzeilen nicht wahr, verlor gänz-

lich die Orientierung, spürte nicht, wenn er jemanden anrampelte, hörte die Schimpfwörter nicht, mit denen er bedacht wurde. Weiter, weiter! dröhnten diese Wellen eines wilden Stroms, und er ging und ging, gejagt, geschüttelt von einem Wirbel; die Häuser kamen ihm vor wie eine einzige gleichförmige, gemauerte Schanze und die Menschen wie eine schwarze aufquellende Masse. Erst als sie die Ferdinandsbrücke überquerten, als sich vor ihnen der damals noch ziemlich leere Kai und das Leopoldglacis öffneten, fand er die Sprache wieder.

„Um Christi Willen!“ stöhnte er, „so viele Häuser! So viele Menschen! Wie soll ich mich da auskennen?“

„Sie werden sich schon daran gewöhnen, mein Freund“, erwiderte sein Begleiter. „Gehen Sie nur weiter, wir haben es eilig. Ich hab’ einen Haufen Arbeit, und Sie wollen schließlich wieder zu ihrer Frau zurück. Und jetzt noch was, Kamerad. Sie werden doch nicht wollen, daß ich diesen Weg umsonst mache; ich versäum’ soviel, daß Sie davon keine Vorstellung haben. Wissen Sie was? Ich bringe Sie bis vors Tor von diesem Haus in der Schmalzhofgasse, und Sie geben mir einen Gulden dafür. Na, da sehen Sie, daß ich ein Christ bin, der ein Einsehen hat. Ich weiß, Sie sind ein armer Mensch, ein Arbeiter, Gott behüte, daß ich Sie abstiere.“

Matěj nahm ein zusammengeknotetes blaues Tüchlein aus seiner tiefen Brusttasche und begann es aufzuknüpfen. Seine gesamten Ersparnisse befanden sich darin, lauter Kreuzer, insgesamt vielleicht fünf Gulden. Doch Herr Valášek sagte:

„Sie haben es eilig, Mensch. Stecken Sie das Tüch’l wieder ein. Hier werden Sie mich nicht bezahlen, hier sind viele Leute unterwegs; ich hab’ Ihnen schon gesagt, erst bei dem Haus.“

Und sie gingen wieder weiter. Sie bogen in die Rotenturmstraße ein. Hier herrschte fast nächtliche Dämmerung; in allen Läden, hinter allen Fenstern brannte das Gas. Und ein endloses Fahren, Trappeln, Rattern auf dem feuchten glatten Pflaster, in den Gassen unbeschreibliches Gedränge. Der arme Matěj verlor fast die Besinnung. Er eilte, so gut es ging, hinter Valášek her, der sich rasch durch das Getümmel wand und ihn unaufhörlich aufforderte, schneller zu gehen. Sie gelangten zum Stephansplatz; Matěj, der die Augen nicht von seinem Führer ließ, registrierte vermutlich weder den Turm noch den Dom. Ihm war Neuhaus vor Augen geschwebt, als er nach Wien gekommen war; ungefähr so hatte er sich die Residenz vorgestellt, nur ein bißchen größer vielleicht. Das



*Herrschaftsportier vor dem Erzbischöflichen Palais  
in Wien I., Rotenturmstraße 2*

einzig, was ihm in dieser schwarzen Masse drängelnder Menschen nicht entging, war die große Anzahl von „Herren“. Auf dem breiteren Gehsteig des Stephansplatzes äußerte er mehrmals seine Überraschung darüber:

„In Christi Namen, Gevatter, wo kommen die denn alle her? Am Jahrmarkt in Neuhaus sind nicht einmal halb so viele Bauern!“

Der imposanteste Herr schien ihm aber der betretene Portier im Erzbischöflichen Palais zu sein, und als er einen öffentlichen Dienstmann sah, der ein Wägelchen zog, erklärte er:

„Gevatter, das wundert mich! Schämt er sich denn nicht, ein Herr vom Militär, sich vor einen Karren zu spannen: das wär' was für unsereinen.“

Valášek begann zu lachen; erklärte ihn auf und fügte hinzu: „So ein Herr vom Militär können Sie werden, wenn Sie Deutsch gelernt haben und sich in Wien gut auskennen.“

Das Menschengewühl, das aus der damals noch nicht verbreiterten Kärntner Straße, zu der sie unterdessen gelangt waren, hervor kam, setzte weiteren Ausführungen ein Ende. Wie er aus dieser Straße, wo der Wagenstau fast nie aufhörte, herausgeriet, wußte er selbst nicht; er hielt sich buchstäblich an den Rockschoßen seines Begleiters fest. Die Häuser, die die heutige Ringstraße schmücken, wurden damals gerade gebaut. Weil aber der Wintereinbruch die Bauarbeiten unterbrochen hatte, und überall nackte Mauern voller leerer Löcher zum grauen Himmel emporragten, die Baustellen überall mit Brettern eingezäunt waren, Haufen von Ziegeln und Sand, Schotter und von Nässe vollgesogener Erde den Weg verstellten und zu halbsbrecherischen Umwegen nötigten, war ihm, als ob dieses ganze Gedränge und die Unmenge von Menschen sich nur deswegen durch die Kärntnerstraße quetschten, um sich in diesen öden Stätten zu verlieren.

Aber auch durch diese Regionen führte ihn sein selbstloser Begleiter glücklich hindurch und schwenkte mit ihm nach rechts entlang des Wienflusses in die Magdalenenstraße ein, dann ging es durch stille steile Gäßchen in die Gumpendorfer Straße und von dort in die Schmalzhofgasse. Über eine Stunde dauerte diese Wanderung, es war längst elf Uhr vorüber.

„Schauen Sie, Nummer 28“, sagte Valášek, „da wär'n wir also. Sie werden zugeben, daß das kein geringes Stück Weges war? Diesen Gulden hab' ich mir ehrlich verdient, gelt?“

Matěj wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn,

holte abermals das blaue Tüchlein hervor und knüpfte Knoten um Knoten auf. Er mochte dabei wohl daran gedacht haben, wie er sich abgerackert hatte, bis er jenes Fünftel seines Vermögens, das er jetzt seinem Begleiter überreichte, verdient hatte, zumindest zitterte seine Hand. Valášek nahm die zerknitterte Banknote, steckte sie in seine Weste und sagte, als er Matěj die Hand reichte:

„Also gut, mein Freund – wir sind quitt. Jetzt suchen Sie Ihren Herrn Oheim; wenn es nicht lange dauert, warte ich auf Sie und bringe Sie wieder zurück, ein Glas Bier werden Sie mir doch noch zahlen ...“

Letztere Aussicht schien Matěj nicht besonders zu erfreuen; fast hätte er vergessen, dem aufopfernden Valášek zu danken, dann trat er in die Einfahrt eines großen, dreistöckigen Zinshauses.

Alles kam ihm hier gewaltig vor. Wie würde er in diesem Riesenspalast Herrn Eman finden? Schon im Torweg stockten seine Beine; rechts eine Tür, links eine Tür, rechts ein Treppenaufgang, links ein Treppenaufgang. Er überlegte und stieg die Treppen auf der rechten Seite hinauf; er gelangte zu einem langen Gang, in den eine große Zahl von Türen mündete, alle gleich, alle weiß gestrichen. Er stand und wartete. Da ein Bürschchen, dort eine Dienstmagd – husch! waren sie an ihm vorbei, entweder bemerkten sie ihn gar nicht oder maßen ihn mißtrauisch. Endlich kam ein Herr. Matěj nahm sich ein Herz und hielt ihn auf, zog ehrerbietig den Hut und fragte:

„Račte odpustit, milostpane, nezůstává tady pan Košata?“ – „Haben die Gnade zu entschuldigen, gnädiger Herr, wohnt hier nicht Herr Košata?“

Der Herr blickte ihn von Kopf bis Fuß an und zuckte mit den Achseln: „*Dös versteh i nôt*“ – und verschwunden war er.

Matěj ging in den zweiten Stock. Dort begegnete er einer Frau; mit zitternder Stimme sprach er sie an. Sie konnte Tschechisch, zeigte ihm die Tür, und er klopfte daraufhin, so leise er konnte, höflich an, einmal, zweimal, zehnmal. Nichts rührte sich; nach langem Zögern griff er nach der Klinke. Es war abgesperrt. Er blieb lange Zeit davor stehen, schließlich ging er wieder in die Einfahrt hinunter und wartete dort.

Der Hausmeister kam, umrundete ihn, maß ihn mit seinen Blicken. Matěj grüßte ehrerbietig. „Was suchen Sie hier?“ fragte der Hüter des Hauses auf deutsch. – „*Prosím, nerozumím.*“ – „Bitte, ich versteh' nicht.“ – „*Verdammter Böhme!*“, murmelte der Hausmei-

ster, „wetten tät' ich, daß der Kerl stehlen möcht'.“ Am liebsten hätte er ihn hinausgeworfen, traute sich aber nicht, weil er seine Hände sah, die wie Bärenatzen waren, und seine ganze riesige Gestalt. Er rief seine Frau herbei und befahl ihr, die Augen nicht von dem fremden Mann zu lassen, er selbst lief daraufhin vors Haus und rief einen Wachmann herbei. Der kam. Es war ein Böhme und er redete Matěj tschechisch an:

„Co tu hledáte? Je to podezřelé, že tu stojíte.“ – „Was suchen Sie hier? Es ist verdächtig, daß Sie hier herumstehen.“

Matěj holte wieder das zerknitterte, schmutzige Papier hervor, auf dem die Adresse seines Verwandten aufgeschrieben war. Zwei große Tränen schossen ihm aus den Augen und rannen über seine Wangen und den dichten Bartwuchs, der sein etwa vor einer Woche rasiertes Kinn bedeckte.

„Mein teuerster Herr“, sagte er, „ich bin ein anständiger Mensch, mein Lebtage lang hab' ich nicht einen Kreuzer gestohlen; ich warte hier auf diesen Herrn – halten Sie es zu Gnaden – es ist mein Cousin. Ich kann kein Wort Deutsch, ich bin erst heute in der Früh angekommen ...“

Der Wachmann musterte ihn genauer. So eine Gutmütigkeit, so eine Anständigkeit blickten ihm aus diesen Augen entgegen, daß nur ein Blinder es nicht gesehen hätte. „Das ist kein Dieb“, meinte er auf deutsch zum Hausmeister und erklärte ihm, was den Fremden herführte. „Herr Košata“, entgegnete der Hausmeister, „kommt zum Mittagessen nicht heim, er kehrt gewöhnlich nach sieben Uhr zurück; manchmal bleibt er schon daheim, manchmal geht er noch weg. Er ist nicht verheiratet, was sollte er zu Hause tun.“

Der Wachmann verdolmetschte das Matěj und riet ihm, nach sieben Uhr wiederzukommen, worauf er sich entfernte. Matěj ging, unablässig dankend, langsam hinter ihm her.

Im Tor traf er auf drei junge Herren; er hörte, wie einer von ihnen auf tschechisch bemerkte: „Podívejte se, to je chlap jako hora.“ – „Schaut, das ist ein baumlanger Kerl.“ Die in seiner Muttersprache gesprochenen Worte klangen wie eine paradisische Musik an sein Herz. Er sah sich um, hätte gerne etwas gesagt; aber bevor er sich entschlossen hatte, waren die jungen Männer schon auf den Treppen.

Also trat er auf die Straße. Erst um sieben würde sein Cousin daheim sein! Etwas bohrte sich wie ein Messer in sein Herz. Er hielt Ausschau nach Herrn Valášek, aber es war keine Spur von ihm zu



sehen. Er erinnerte sich an seine Frau, an sein Kind. Entsetzen erfaßte ihn, wie würde er zu ihnen gelangen? Er wußte nichts, weder den Namen dieser Gasse, noch des Wirtshauses, wo er sie zurückgelassen hatte. Er rang die Hände, bis die Passanten stehenblieben. Eine gräßliche Angst trieb ihn vorwärts, er rannte die Schmalzhofgasse hinunter, bis er den Wachmann einholte, der ihm gerade geholfen hatte.

„Mein teuerster Herr!“ jammerte er. „In Christi Namen, geben Sie mir einen Rat! Ich hab’ meine Frau irgendwo bei dieser Brücke, über die wir auf diese Seite herübergegangen sind. Sie ist dort in einem Wirtshaus, und ich weiß nicht, wie ich es erfragen sollte.“

„Na, erkennen täten Sie das Gasthaus vielleicht?“ fragte der Wachmann. [...]

Wieder kamen die drei jungen Herren vorüber. „Dieser Mensch steht immer noch da“, sagte einer von ihnen, und alle blickten sich nach ihm um. Er bemerkte es und streckte ihnen flehentlich die gefalteten Hände entgegen; sie blieben bei ihm stehen, und er erzählte ihnen sein Mißgeschick; er sagte ihnen alles, wer er war, warum er gekommen war und auf wen er hier wartete. Sie bedauerten und trösteten ihn.

„Ich kenne Herrn Košata“, sagte einer von ihnen, ein hübscher Jüngling mit kastanienbraunem lockigen Haar, „er wohnt genau unter uns, er ist nett und freundlich.“

„Ich kenn’ ihn auch“, brummte ein anderer, etwas älterer, mit energischem Gesicht, schwarzem Haar, einem schönen Schnurrbart unter der regelmäßigen Nase, „ich kenn’ ihn auch und würde mich nicht für ihn verbürgen. Ein künftiger Bürokrat, wenn er einmal ein hohes Tier sein wird. Ein Mann, der daheim tschechisch redet, wenn ihn keiner hört, und sich draußen für seine Sprache schämt, der sich in Briefen an seine Bekannten Košata unterschreibt, im Amt aber Koschatta“, – der Sprecher buchstabierte beide Namen – „so ein Mann ist nichts wert.“

„Du siehst das sehr streng“, warf der erste ein, „was soll der Arme tun? Bekennt er sich zu den Böhmen, wirft man ihn hinaus. Unserer Sache hilft er damit auch nicht, weil vielleicht ein noch Schlimmerer an seine Stelle kommt. Du hast leicht reden, du hast genug Geld von daheim und mußt vor niemandem kriechen.“

„Hört auf zu streiten“, sagte der Dritte, ein kleiner, schlanker, munter wie ein Äffchen. Scharfsinn und Lachen funkelten einem aus seinen Augen entgegen. „Da helft Ihr ihm aber, dem armen

Kerl, wenn ihm der eine beweist, daß sein Cousin ein Bürokrat ist, und der andere, daß er es nicht. Mensch, Kopf hoch! Nach sieben Uhr kommen Sie zu uns und teilen uns mit, was Ihnen Ihr Cousin gesagt hat. Dann werden wir weitersehen. Jetzt adieu! Wir sind nämlich Studiosi und müssen in die Schule.“

„Verstehe, verstehe, meinen teuren jungen Herren“, antwortete Matěj, „der Herrgott möge es Euch vergelten!“ Seine Stimme bebte, er wollte ihnen die Hand küssen.

Tiefe nächtliche Schatten senkten sich über Wien herab. Eine Gasflamme nach der anderen tauchte auf in der Finsternis, ein Fenster nach dem anderen begann zu leuchten. Der Wind blies in die Gasflammen, sodaß sie hin und her loderten und die Gegenstände, wie auch die Menschen auf der Gasse und die Regenlachen auf dem Pflaster mit ihrem flackernden Schein übergossen.

Und Matěj marschierte unaufhörlich die Schmalzhofgasse auf und ab, er spürte, wie seine Beine unter ihm zitterten, aber um nichts auf der Welt hätte er ein Gasthaus aufgesucht, um sich auszurasten. Der bloße Gedanke, daß er möglicherweise den Weg zu dem Haus, wo sein Cousin und seine neuen Freunde wohnten, nicht finden würde, erschreckte ihn; ständig fürchtete er, das Haus in der Nacht vielleicht nicht zu erkennen, obwohl er sich die Fassade und den Eingang genau angesehen hatte.

Als er glaubte, es könnte schon sieben Uhr sein, trat er abermals ein. Im Haus war es finster, in solchen Vorstadtzinskasernen brannte gewöhnlich kein Gas. Dem Tastsinn nach stieg er die Treppen hoch und entzündete im zweiten Stock ein Streichholz, um die Tür zu finden. Aus einer anderen Tür kam ein Dienstmädchen heraus, und als sie ihn erblickte, schrie sie durchdringend. Viele Leute liefen auf dem Gang zusammen, sogar aus dem dritten Stock stürzten sie herbei. Sie riefen: „Was suchen Sie hier?“ – „Lump, Dieb!“ – „Holt den Hausmeister!“ Der arme Matěj, seine Kappe in der Hand, machte, ohne die Worte zu verstehen, nur Zeichen und wiederholte unentwegt: „Pan Košata, pan Košata!“

In diesem Augenblick erschien ein Herr, noch jung, kaum dreißig Jahre alt, auf den Treppen. Er hörte den unbekanntten Mann „pan Košata“, „Herr Košata“, rufen, ging zu ihm und sagte: „Já jsem Košata, co mi chcete?“ – „Ich bin Košata, was wollen Sie von mir?“

Der Unbekannte packte seine Hand, daß er ihm die Manschetten zerdrückte und stöhnte: „Ach, helfen Sie mir, Herr Oheim, helfen Sie mir – ich bin Matěj Košata aus Königseck.“

Der Herr Oheim war davon sichtlich unangenehm berührt.

„Sie machen mir eine schöne Schande“, meinte er streng, „was wollen Sie von mir? So lassen Sie doch meine Hand los.“

Dann wandte er sich an die Umstehenden: „Meine Herren, das ist kein Verbrecher, das ist irgendein ... Mensch, der mit mir reden will.“ Und zu Matěj: „Kommen Sie her.“ Er schloß mit dem Schlüssel die Tür zu seiner Wohnung auf und schob Matěj fast mit Gewalt hinein; dann sperrte er hinter sich zu. Er zündete eine Kerze an und leuchtetet dem Gast ins Gesicht.

„Sie sollen Matěj sein?“ fragte er, „ich kenne Sie nicht... Und wenn Sie es auch sind, was ist das für eine Art, so in der Nacht in ein Haus einzudringen? Man hat eine öffentliche Stellung, ein Amt – und Sie machen einem so eine Schande! Was werden denn die Leute denken? Und wie Sie aussehen! Geht man in so einem Aufzug zu einem anständigen Menschen?“

Der arme Matěj war auf dem Boden zerstört. Ein grausamer Schmerz schnürte ihm die Kehle zu, so daß er kein Wort hervorbringen konnte.

Sein Cousin legte, während er sprach, einen eleganten Überzieher ab, hängte ihn sorgfältig auf einen Haken und durchmaß mit langen Schritten das Zimmer. Es war eine ziemlich kleine Kammer, kaum möbliert, nur das Notwendigste war da und alles recht einfach.

„Also was wollen Sie von mir?“ fragte er, als er endlich vor dem armen Wicht stehengeblieben war.

„Herr Oheim“, stieß dieser hervor, „ich bitt’ Euch bei Gott, verzeiht mir doch schon. Ich wollte nicht so spät kommen, ich war schon zu Mittag hier, aber man sagte mir, daß Sie immer erst nach sieben Uhr heimkommen ...“ Und dann berichtete Matěj stockend, was er erlebt und wie er seine Frau verloren hatte, und daß er nicht wüßte, wo er sie suchen sollte.

„Hören Sie“, sagte Herr Košata, als er das Ende der ziemlich verworrenen Erzählung vernommen hatte, „ich hab’ Ihnen jetzt genug zugehört. So einen – sagen wir – Blödsinn kann nur ein riesiger Dummkopf anstellen. Bilden Sie sich ein, daß ich nichts zu tun habe? Daß ich mit Ihnen durch Wien laufen und Ihre Frau suchen kann? Gehen Sie zur Polizei, die sollen sich darum kümmern, das ist deren Angelegenheit. Ich hab’ heute überhaupt keine Zeit mehr, ich ziehe mich nur um und gehe wieder, es gibt eine Abendgesellschaft beim Herrn Hofrat.“

Matěj ließ den Kopf auf die Brust sinken. „Und ich wollte den Herrn Oheim bitten“, stotterte er, „der Herr Oheim weiß gewiß ... der Herr Oheim ist ein mächtiger Herr ... hat Verbindungen ... wohin ich mich wenden soll, damit ich irgendeine Arbeit bekomme, welche auch immer ... ich denk' an eine Tagelöhnerarbeit, egal, wie schwer, ich würd' jede nehmen ...“

Der Herr Oheim starrte den Unglücksraben an. „Sie sind also hergekommen, um erst hier Arbeit zu suchen?“ wimmerte er. „Sie haben mit niemandem etwas im voraus abgemacht? Und ich soll jetzt für Sie die Stadt ablaufen, um Ihnen eine Arbeit zu finden? Wie stellen Sie sich das eigentlich vor? Woher soll ich denn wissen, wo ein Tagelöhner gebraucht wird? Hören Sie, Mensch, Sie sind ein Schlaumeier, auf Sie hat man hier gewartet!“

Matěj, der noch immer seine Kappe zwischen seinen Händen herumgedrückt hatte, ließ sie jetzt zu Boden fallen. In stummem Entsetzen starrte er auf das entrüstete Gesicht seines Verwandten. Wie lange hatte er hier ausgeharrt, nur um gute Ratschläge zu hören. Den ganzen Tag war er in Regen und Kälte herumgestanden, hatte nichts gegessen und getrunken, Frau und Kind im Malstrom der lärmenden Stadt verlassen, wie einen Stein und ein Steinchen im Meer. Und so eine Antwort wurde ihm zuteil!

Vielleicht bemerkte Herr Eman die Verzweiflung, die ihn aus diesen Augen anblickte, vielleicht sah er den großen Kummer, der sich in dieses Gesicht eingegraben hatte, ein gutes, weiches Gesicht, das sich da vor ihm neigte, denn plötzlich packte er die harte, schwielige Hand und sagte mit verwandelter Stimme: „Na, vielleicht wird es nicht so schlimm, Matěj. Ein starker Mann wie Sie findet immer Arbeit. Es tut mir nur leid, daß ich Ihnen zu keiner verhelfen kann. Sehen Sie, ich bin genauso ein Tagelöhner wie Sie, der für den täglichen Lohn arbeitet. Sie arbeiten mit den Händen, ich arbeite mit dem Kopf, darin besteht der Unterschied. [...]“

[Während der Abwesenheit ihres Mannes, hat sich Frau Košata in der Spelunke, in der sie auf ihn wartete, als Wäscherin bei einem Fleischhauer in St. Marx anwerben lassen.]

[...] Lange, lange dauerte die Fahrt; der kleine Bub auf ihrem Schoß schief ein. Endlich rief der Kondukteur: „St. Marxer Linie!“ Ihr Begleiter berührte sie leicht und machte sich daran, auszusteigen; sie folgte ihm, nahm ihr Bündel.

„Ist es noch weit?“ fragte sie; „schafft das mein Kind?“

„Es ist gleich in der Nähe“, antwortete er, und sie nahm den Knaben an der Hand und führte ihn; weil ihr Begleiter aber rasch ausschritt, hob sie ihn auf den Arm, drückte ihn ans Herz und lief und lief ...

Es war ein Hin und Her durch Gassen und belebte Straßen voller Lärm. Nach einem ziemlich langen Fußmarsch hielt ihr Begleiter endlich vor dem hohen Tor eines ausgedehnten Anwesens.

„Wir sind da“, sagte er, „folgen Sie mir.“

Sie durchquerten eine breite Einfahrt, dann einen Hof; irgend-eine Tür ging auf, ein Zimmer, lang wie ein Saal, heftige Wärme strahlte ihr entgegen; anstelle eines Fußbodens saubere weiße Steinfliesen; dichter Dampf erfüllte den ganzen Raum, daß das Licht der Gasflammen kaum durch diesen dichten Dunstkreis drang. Links im Hintergrund befand sich ein großer Herd, auf dem in einem Kessel, aus dem der weiße Dampf aufstieg, Wasser kochte; daneben und in dem Kessel Haufen von Wäsche. Rechts vom Eingang eine andere Tür und gleich neben dem Herd noch eine; in der Mitte der Halle zwei lange Tische, ihr Leben lang hatte sie noch keine so großen gesehen. Zwei Frauen gingen vorbei, feucht, schmutzig; ihr Begleiter sprach deutsch mit ihnen, zeigte mit dem Finger auf sie. Eine trat zu ihr; sie war häßlich, schwarz wie eine Zigeunerin; sie legte ihr die trockene Hand auf die Schulter und sagte tschechisch:

„Pojd'te se mnou, ukážu Vám, kde budete spát.“ – „Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen, wo Sie schlafen werden.“

Und sie führte sie, eine Talgkerze anzündend, zu der Tür neben dem Herd. Das Loch war kaum größer als ein Quadratklafter, es enthielt nur ein einfaches Eisenbett, darauf ein Strohsack, zwei Kotzen und ein mit Seegrass gefülltes Polster; gegenüber dem Bett eine Truhe und an der Wand ein paar Haken zum Aufhängen der Kleider.

Die Košata strich sofort die Decken zurecht und wollte den Buben niederlegen.

„Sie haben ausreichend Zeit“, sagte ihr die Frau, „zuerst werden Sie zu Abend essen, dann bringen Sie meinetwegen das Kind zu Bett. Sie selbst müssen aber noch heute anfangen, unsere Wäscherin ist schon vorgestern fortgegangen, ein Berg von Wäsche hat sich angehäuft. Arbeit werden Sie genug haben.“

„Sie waschen nicht?“ fragte die Košata.

„Ich schlichte, Stärke, mangle“, antwortete die Frau, „und die

dort bügelt.“ Gehöriger Stolz lag in ihrer Antwort, sie ließ der Neu-angekommenen spüren, daß sie hoch über ihr stand.

Die Košata wusch sich und machte sich ein wenig zurecht und vor allem entledigte sich des schweren Winterrocks und der durchnäßten Jacke. Als sie in der Waschstube auftauchte, wartete schon das Abendessen, ein riesiger Teller mit Fleisch, ein Stück Weißbrot, so viel, daß sie nicht einmal die Hälfte afaß, obwohl sie auch den hungrigen Buben gefüttert hatte.

„Wer ist der Herr, der mich hergebracht hat?“ fragte sie.

„Das ist der Hausknecht, er heißt Fritz.“

Ein Hausknecht! dachte die Košata; ein Hausknecht und so ein Herr – in Königseck und in der ganzen Umgebung sieht kein Hausknecht so aus.

Nach dem Nachtmahl legte sie ihren Jungen schlafen und machte sich an die Arbeit. Sie wusch, in dichten Dampf gehüllt, fast bis Mitternacht, obwohl ihr die harten Hände schon vor Müdigkeit hinabsanken. Die Arbeit nahm sie so gefangen, daß sie keine Zeit hatte, an ihren Mann zu denken.

Vor Tagesanbruch, als die vierte Stunde geschlagen hatte, kam man schon wieder, um sie zu wecken. Die Stunden vergingen, sie rührte sich nicht vom Trog, arbeitete geduldig wie eine Maschine. Man brachte ihr das Frühstück, einen großen Häfen Kaffee und eine große Schmitte Weißbrot, sie aß sich satt zusammen mit ihrem Buben, den sie rasch wusch und anzog, und dann machte sie sich wieder an die Arbeit. Die Haufen schmutziger Wäsche wurden nicht kleiner, denn ohne Unterlaß kamen die Fleischergesellen und warfen ihr blutbefleckte Wäschestücke hin.

Gegen zehn Uhr öffnete sich laut die Tür, und die mächtige Gestalt einer ungefähr vierzigjährigen Frau in einem weißen Morgenrock betrat die Waschküche. „*Kiβdihant! Kiβdihant!*“ schallte es rundherum aus den Mündern mehrerer Frauen und auch zufällig anwesender Gesellen. Die Frau war ungeheuer dick, ihr rotes Antlitz glänzte nur so, die Augen schienen unentwegt etwas an der Decke zu suchen, weil ein zweistöckiges Doppelkinn die Backen daran hinderte, sich zu senken; zahlreiche Ringe, goldene Armbänder und ein goldenes, mit Edelsteinen besetztes Kreuzchen funkelten im Gaslicht, das ständig brannte, weil die auf den Hof führenden Fenster von Dunst und Staub fast blind waren. Hinter ihr schritt der Hausknecht Fritz.

Die Košata wandte sich von ihrer Arbeit ab und betrachtete mit

sichtlichem Erstaunen die Frau; neben ihr stand ihr kleiner Bub und hielt sich an ihrem Kleid fest.

„Da ist die Person, gnädige Frau“, sagte der Hausknecht auf deutsch.

Die Gnädige blieb vor ihr stehen, maß sie vom Scheitel bis zur Sohle und sprach sie dann schnaufend mit öliger Stimme an.

„Sie versteht kein Wort Deutsch“, entschuldigte der Hausknecht die Frau, als sie keine Antwort gab.

Die Gnädige schnaufte noch einmal, und dann fragte sie, auf den Jungen zeigend:

„Was ist denn das für ein Kind? Das kann nicht hier bleiben. Sagen Sie ihr, sie soll es woanders hingeben.“

Der Hausknecht verdolmetschte das der Košata. Sie blickte ihn erstaunt an. „Der Herr haben doch gesagt, daß ich das Kind bei mir lassen kann, wohin sollte ich es denn geben?“

Der Hausknecht wandte sich an die Gnädige: „Gnädige Frau, geruhen zu entschuldigen“, erlaubte er sich den Einwand, „vielleicht könnte es doch da –“

„Ich will es nicht, ich will es nicht“, fiel diese ihm ins Wort, „das wär' eine schöne Ordnung; da täten sich ja alle Frauenzimmer ihre Bälger mitnehmen; wie in einem Kindergarten würde es hier aussehen. Wir wissen schon, wie das dann weitergeht: Die Horde kommt ihnen zwischen die Füße, die Fratzen schreien, tollern herum, und die Muttis vergessen vor lauter Ermahnen und Ordnungsmachen auf die Arbeit, für die man sie schließlich bezahlt. Nein, nein, das Kind muß aus dem Haus, und wenn sie sich nicht von ihm trennen will, soll sie gehen, woher sie gekommen ist, von mir aus in ihr Powidlland, sagen Sie ihr das.“

Der Hausknecht verneigte sich.

„Teréza“, wandte er sich an die Košata, „die gnädige Frau duldet das Kind hier nicht, es hilft nichts; aber nehmen Sie es sich nicht zu Herzen, ich sage Ihnen, wohin Sie das Kind geben; dort wird es ihm besser gehen als hier, hier könnte es leicht zu einem Unfall kommen; es könnte Ihnen niedergetreten, verbrüht werden.“

„Ich gebe es nicht von mir weg“, antwortete die Frau mit Nachdruck, „lieber gehe ich selber.“

„Langsam, langsam – warten Sie, ich sag' Ihnen was.“

Die Gnädige spazierte unterdessen in der Waschküche herum, öffnete den Schrank, in dem die Wäsche lag, brummte, kritisierte

hie und da etwas, brachte dies und das in Ordnung und verschwand wieder, von einem vielfachen „Kißdihant!“ begleitet.

Der Hausknecht folgte ihr, kehrte aber nach kurzer Zeit zurück und ging direkt zur Košata, die die Arbeit unterbrochen hatte und reglos wie eine Säule neben ihrem Trog stand, ohne die Gesten einer anderen Frau, offenbar ihrer unmittelbaren Vorgesetzten, beachtend, die sie aufforderte, nicht müßig zu sein.

„Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit mir“, sagte er, „wir versorgen das Kind, damit Sie Ihren guten Posten nicht verlieren; es ist nicht weit, ab und zu machen Sie einen Sprung hin und besuchen Ihr Söhnchen.“

Sie lehnte ab, bestand darauf, daß sie sich von ihrem Kind nicht trennen würde.

„Sie Närrin!“ überredete er sie; „in Wien wird das generell so gemacht. Schauen Sie diese Frauen an; fast eine jede hat Kinder und hat sie woanders in Kost und Logis, wenn sie daheim nicht größere hat, die sich um sie kümmern. Vergessen Sie nicht, Sie sorgen am besten für Ihr Kind, wenn Sie viel Geld verdienen. Geld zu verdienen, hat Ihre einzige Sorge zu sein. Kommen Sie, wir haben keine Zeit zu vergeuden, ich bringe Sie zu guten Menschen, Tschechen, dort wird es wie daheim sein.“

Der Frau stürzten die Tränen aus den Augen. „Mein geliebtes Kind!“ stöhnte sie auf.

„Überlegen Sie doch“, fuhr er fort, „wie soll Ihnen der Kleine hier durchhalten, in dem Dampf, ohne Licht, hin und her geschubst; sehen Sie denn nicht, daß er Ihnen krank werden würde?“

Das sah sie ein; sie zog sich in ihrem Loch an, nahm den Buben in ihre Arme und ging mit Fritz.

Sie kamen durch etliche Gassen, und sie achtete auf den Weg, um ihn beim nächsten Mal zu finden. Es dauerte keine zehn Minuten, und Fritz blieb vor einem großen vierstöckigen Haus stehen. Die Sonne, die durch die Wolkenfetzen drang, spiegelte sich in einer endlosen Reihe von Fenstern. Unten rechts und links neben dem Tor den Läden nach ein Greißler, ein Klempner, ein Schuhmacher, eine Rasierstube, ein Selcher, ein Kurzwarengeschäft, ein Trödler – es kam ihr vor wie eine himmlische Pracht.

Sie gingen hinein; unendliche Stiegen, wie zum Himmel hinauf, lange Gänge, wie in einem Schloß, und Türen. Mein Gott! Wie viele Türen es hier gab! Es schwindelte ihr.



Endlich, hoch oben im vierten Stock, klopfte Fritz an eine Tür. Sie traten ein. Ein kleines Zimmer, schmutzig, der Fußboden völlig schwarz; den Wänden entlang drei Betten, in einem lagen drei kleine Kinder herum, die ihre Blicke auf die Eintretenden richteten, sie hatten stumpfe, wie in Wasser schwimmende Augen und waren blaß, aufgedunsen, zerzaust, halbnackt.

In der Mitte des Zimmers stand ein kleines Eisenöfchen, auf dem Essen gekocht wurde; eine Frau, die daneben stand, drehte sich um, zerzaust wie die Kinder, in schmutzige Fetzen gekleidet, an den Füßen zerschundene Holzschuhe. Neben dem Ofen ein Schusterschemel und auf dem Fußboden allerlei Schusterwerkzeug und Geschirr; in der Ecke stand ein morscher Tisch und da und dort ein wackeliger Sessel.

„Ach, schön willkommen, Herr Kratochvíl, schön willkommen“, grüßte die Frau, nachdem sie den Ankömmling erblickt hatte, „womit kann ich dienen?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Mein Gott, ist das heute eine Unordnung bei uns, nicht einmal abgewaschen ist noch. Aber es ist ein Kreuz mit ihm, mit dem Meinem! So viel Arbeit, Sie würden es nicht glauben! Er kommt nicht nach. Gerade jetzt ist er eine fertige Arbeit liefern gegangen.“

„Frau Hmatáľková“, kam endlich Herr Fritz Kratochvíl zu Wort, „es handelt sich darum, ob sie das Kind von der Frau da in Kost und Logis nehmen würden.“

„Na ja, wenn's sein muß, wenn sich's der Herr Kratochvíl wünscht, wird sich das irgendwie machen lassen“, antwortete Frau Hmatáľková holdselig und bot ihren Gästen je einen wackeligen Sessel an, dem Kratochvíl weise auswich.

„Es ist allerdings ein Opfer“, sprach sie weiter, „wir haben schon ein's, müssen Sie wissen, das von der Rosa, die Ladenmädchen ist, die anderen gehören uns. Oh, die Kinder sind gern bei uns! Wir behandeln sie wie unsere eigenen!“

In dieser Hinsicht hatte sie recht, ihre sahen genauso kränklich aus wie das fremde; sie sagte allerdings nicht, daß ihr selbst schon ein halbes Dutzend solcher Würmer gestorben war.

„Das Bett ist groß, bequem“, fuhr sie fort, „vier kleine Kinder haben genug Platz drin. Und dann, die Kost bei uns! Jeden Tag Fleisch, in der Früh Milchkaffee, ein hervorragender Kaffee; zum Fleisch lauter gutes Gemüse, Kraut, Kochsalat, eingebrannte Karotten, oh, eine vortreffliche Verköstigung! Und warm ist es hier, un-

glaublich warm! Die Wohnung selbst ist warm, und außerdem wird Tag und Nacht im Ofen geheizt, und in der Nacht heizen wir selber mit unseren Körpern ...“, brach sie in lautes Lachen aus, so zufrieden war sie mit ihrem Witz – „in dem Bett liegen wir, in dem dort die Kinder und in dem da Herr Mrňava, Sie kennen ihn, Herr Kratochvíl?“

„Nein, aber –“

„Das macht nichts; also der Herr Mrňava, ein Sattler, mit seiner – ich weiß gar nicht, ob sie verheiratet sind – ich bitte Sie, was geht mich das an? Herrn Mrňava geht's jetzt ganz gut, er verdient sieben Gulden die Woche, und sie verdient auch; sie ist irgendwo Bedienerin, ich glaube, bei Herrn Mandlzweig in der Barichgasse.“

Wer weiß, wie lange sich ihr Redestrom ergossen hätte, wenn Herr Kratochvíl ihn nicht gestoppt hätte, indem er sagte: „Gut, gut, Frau Hmatálková – aber jetzt sagen Sie uns, wieviel Sie für Kost und Logis für dieses Kind verlangen werden?“

„Na, nicht viel, Herr Kratochvíl, einen Pappenstiel, eine richtige Bagatelle, fünf Gulden monatlich; nur, weil Sie es sind, Herr Kratochvíl.“

Die Košata erschrak und rang die Hände: „Bei den Leiden des Erlösers! Fünf Gulden! Das ist zuviel, Gevatterin! So ein kleiner Wurm, was braucht der schon? Ich würde meinen, drei Gulden wären mehr als genug.“

Frau Hmatálková trat näher; eine wahre Sintflut von Worten überflutete das Zimmer. Im Nu bekam die Košata zu hören, wie teuer das Brot war, wieviel Fleisch, Butter, Milch, Grieß, Graupen, Reis, Kaffee, Zucker, Butter, Schmalz und Gott weiß, was noch kosteten. Nichts zu machen! „Fünf Gulden! Heiliger Jesus, fünf Gulden!“ hörte die Mutter nicht zu jammern auf, bis sich Kratochvíl einmischte und sagte:

„Es geht nicht anders, Terezka. Es nützt nichts, fünf Gulden müssen Sie überall zahlen.“

„Und außerdem“, fiel ihm die Hmatálková ins Wort, „was noch ins Gewicht fällt. Wir sind beim Verein, ja, beim Verein! Wir haben den Doktor umsonst, die Apotheke umsonst! Sie wissen nicht, was das ausmacht! Man sieht, Sie sind aus einem Dorf. Meiner Seel', wenn Sie nicht mit Herrn Kratochvíl gekommen wären, hätte ich gar nicht mit Ihnen geredet. Fünf Gulden kommen ihr zuviel vor, wer hätte gedacht, daß das möglich ist!“

Auch Kratochvíl redete ihr zu, und daher kapitulierte die Košata schließlich notgedrungen. Besonders die letzten Worte von Fritz hatten bei ihr gewirkt: „Wissen Sie was, ich hab’ schon genug. Wenn Sie unzufrieden sind, gehen Sie mit dem Buben, wohin Sie wollen, und suchen Sie sich woanders eine Arbeit; zu uns kommen Sie nicht mehr zurück. Niemand kann was dafür, daß Sie die hiesigen Verhältnisse nicht kennen und immer alles mit dem Kumžaker Maß messen.“

Was sollte sie tun, die arme Frau? Sie widersetzte sich nicht mehr, bemerkte nur kurz: „Irgendwie blaß sind die Kinder, als wären sie krank.“

„Wie sollen sie denn rote Wangen haben?“ antwortete die Hmatálková, „sie kommen ja nicht an die Luft. Möchten Sie, daß sie überfahren werden? Wenn sie größer sind, wenn sie in die Schule gehen, sich in den Gassen herumtreiben, werden sie schon Farbe bekommen. Krank sind sie nicht, was ist Ihnen denn da eingefallen?“

Die Košata überlegte. Jeden Tag Fleisch und Kaffee! Das gefiel ihr am meisten. Sie erinnerte sich an die riesige Fleischportion, die sie gestern zum Abendessen erhalten hatte. Wann hatte sich ihr Kleiner je in Böhmen mit Fleisch satt gegessen! Ziegenmilch, Erdäpfel, Grieß, Brei, Kartoffelpuffer, nur an hohen Feiertagen schwarze Buchteln oder Kolatschen, die Kost war bescheiden, oft mehr als bescheiden! Den Schmutz, der im Zimmer von Frau Hmatálková herrschte, sah sie nicht, den Gestank roch sie nicht. War es denn bei ihnen anders gewesen? Statt eines Bretterbodens eine Tenne, in der die Kaninchen wühlten, im Winter hatten vier Hennen das Nachtlager mit ihnen geteilt, damit es hie und da ein Ei gäbe, mit dem sich ein Groschen verdienen ließe. Eine armselige, wackelige, geborstene Keusche, mit einem Misthaufen unter dem Fenster, ba, die Nase der Košata war nicht empfindlich. Dafür gab es hier Licht, oh, genug Licht.

So lauteten ungefähr ihre Gedanken; aber als sie Abschied nehmen sollte, als der kleine Pepíček die Händchen nach ihr ausstreckte, zersprang ihr fast das Herz. Sie bedachte ihn mit allen süßen Worten, die sie nur kannte, und Herr Kratochvíl hatte zu tun, um sie aus der Tür zu bekommen. Er hörte nicht einmal, wie Frau Hmatálková unablässig wiederholte: „Machen Sie sich keine Sorgen, er wird wie ein’s von unseren Kindern sein, er wird es wie bei seiner Mama haben.“

Erst draußen fiel ihr ein: „Jesus Maria, was wird der Meinige dazu sagen, wenn er das erfährt – Pepíček ist seine einzige Freude.“

Herr Kratochvíl tröstete sie:

„Na, was wird er wohl sagen? Er wird sich abfinden müssen wie Sie; hier geht es nicht anders. Im übrigen haben Sie gesehen, daß die Hmatálková eine brave Frau ist, sie hat nicht einmal eine Vorauszahlung verlangt. Das können Sie sich als Ehre anrechnen. Wenn es heißt: der oder die arbeitet bei Herrn Hasenöhr! , hat das ganze Viertel Respekt vor ihnen.“

Sie kehrten nach Hause zurück. Die Košata zog sich wieder aus und wusch und wusch ohne Unterbrechung, ohne Müdigkeit. Um sie herum lachten die Burschen, machten Unfug, witzelten; sie sah und hörte nichts; während ihre Hände in den Trog getaucht waren, und ihre Brust vom dichten heißen Dampf und dem süßlichen Geruch des Blutes kaum atmen konnte, flogen ihre Gedanken zu dem großen vierstöckigen Haus mit diesen endlosen Fensterreihen und ergötzen sich an dem kleinen Pepíček. Am Sonntag wird sie wieder hingehen, ihm saubere, ganz weiße Wäsche bringen, damit er wie ein Engelchen wäre.

„Diese Böhmin zieht bei der Arbeit an wie ein Stück Vieh“, sagte einer von den deutschen Fleischergesellen im Geschäft zu Frau Hasenöhr!, die wie eine Königin hinter ihrem Tisch thronte und Geld zählte.

„Es ist ja auch Vieh“, antwortete die Gnädige und schnaufte.

\*

Tag für Tag schlich dahin, immer das gleiche schlechte Novemberwetter. Ganz Wien sah aus wie ein riesiger Kessel von Finsternis und Dreck; nur am Abend, wenn die Laternen angezündet waren, hatte man den Eindruck, als ob in dieser Dunkelheit und in diesem Morast herrliche Edelsteine funkelten, und die farbenprächtigen Schaufenster glichen bunten, in eine riesige schwarze Truhe eingesetzten Intarsien.

Von fünf Uhr bis neun Uhr ist Wien fröhlich; auf den Gassen wimmelt es vor Menschen, die Gasthäuser und Cafés sind überfüllt, nichts als Lachen, ausgelassenes Leben. In den Vorstädten begegnen wir allerdings anderen Typen als in der inneren Stadt, aber Lustbarkeiten gibt es in den Vorstädten vielleicht noch mehr. Unglück, Elend, Verzweiflung, die verstecken sich freilich oder eilen scheu durch das Getümmel, um nicht bemerkt zu werden.



*Grabenkiosk des Café Korb*

Auch Matěj Košata versteckte sich und nahm an der ausgelassenen Fröhlichkeit um sich herum keinen Anteil. Der Arme, er hatte ein Nachtlager bei einem seiner Arbeitskollegen gefunden, gleichfalls einem Böhmen. In dem Kabuff, das dieser in einer abgelegenen Gasse in der Roßbau bewohnte, schliefen außer ihm selbst, seiner Frau und seinen drei Kindern noch sechs Holzarbeiter aus dem Holzlager des Herrn Manasse Kohn; dieser hatte schlauerweise entlang den Wänden seines Zimmers ein zwei Stock hohes, schmales hölzernes Gerüst errichtet, ein Gerüst mit lauter Fächern, in die Säcke, Kotzen und Tuchenten nicht alltäglicher Art gelegt wurden, gefüllt mit Häcksel, Sägespänen und teils vielleicht auch mit Hühner-, Tauben- und Entenfedern; auf diesen Lagern schliefen dann neben- und auch übereinander wenig verhätschelte Untermieter.

Eine besondere Ironie des Schicksals wollte es, daß, während sich die Košata in heißem Dampf, Lauge und warmem Wasser abrackerte, ihr Mann meistens mit dem kalten Donauwasser zu kämpfen hatte. Der Anlegeplatz war voll von Flößen und sogenannten Zillen, die während des Sommers dort gestrandet waren; man muß-

te sie zertrümmern und das Holz in einen Lagerschuppen transportieren. Košata arbeitete so, wie es nur ein tschechischer Arbeiter fertigbringt; er murrte nicht, beschwerte sich nicht, blieb unberührt von Frost, Schlechtwetter, Nässe, seine Riesenkraft bezwang siegreich alle Strapazen. Was ihm befohlen wurde, führte er mit jener gutmütigen Dienstfertigkeit der böhmischen Arbeitskräfte aus, ohne zu überlegen, mit einem ruhigen, demütigen Gesicht. Was man ihm an Lohn gab, nahm er mit Dank; wenn man ihm weniger gegeben hätte, hätte er auch nichts eingewendet. Ein tiefes Leid spiegelte sich in seinen blauen Augen, aber er klagte es niemandem, vertraute sich keinem an, und wer hätte ihm auch Beachtung geschenkt? Er wartete, bis er von der Polizei erfahren würde, wo seine Frau und sein Kind wohnten, aber auf der Polizei hatten sie vielleicht auf ihn vergessen, er hatte ja gehört, wie einer seiner Kollegen bemerkte: „Bei der Polizei nehmen sie nur von dem Notiz, der was angestellt hat.“ Auch auf krumme Gedanken kam er dadurch nicht, er glaubte an Gott, an eine Belohnung nach dem Tod; Armut, Arbeit, Entbehrungen waren für ihn ein Schicksal, gegen das man sich vergeblich aufgelehnt hätte. Gern, ach, liebend gern hätte er jenes große graue Haus in der Mitte der lärmenden Stadt aufgesucht, wo sie diese großen Bücher hatten, in denen alles registriert war, aber wie hätte er es gekonnt? „Da her, Košata! Und dort“, kommandierte der Aufseher. Von Morgen bis Abend gab es keine Ruhepause, und wenn es eine gegeben hätte, wenn man ihm gütig erlaubt hätte, seine Frau zu suchen, wie hätte er den Weg gefunden? Der Herrgott allein weiß, wie er sich nach seinen Lieben sehnte, nur bei der Arbeit konnte er ein wenig vergessen; aber abends, wenn er mit seinen Kollegen in seine Unterkunft zurückkehrte, wenn er hörte, wie sie von den Frauen und Kindern erzählten, die die einen in Böhmen, die anderen in Wien hatten, aber so, daß sie von ihnen getrennt waren, weil auch die Frauen arbeiten mußten, da seufzte der Arme, ja er weinte sogar herzerweichend. Und andere, die erfahrener waren in der Welt als er, trösteten ihn auf ihre Weise: „Flenn’ nicht, du Narr – geht sie dir denn verloren? Du hast doch gehört, daß sie bei einem Fleischhauer ist; die hat es besser als du.“ [...]

IX. Wochen, Monate verstrichen – fielen in den Schoß der Ewigkeit. Die Zeit, unsere Herrin und Gebieterin, verrichtete unterdessen ihre stille Arbeit; den einen half sie hinauf, die anderen stürzte sie hinunter, über anderen schloß sie ihr letztes trauriges Kämmer-

chen. Sie schloß es auch über den kleinen Pepíček der Košatas, obwohl seine besorgte Pflegemutter Frau Hmatálková – zumindest ihren Worten nach – nicht gezögert hatte, fast die gesamte gelehrte medizinische Fakultät an sein Lager zu rufen. Der Kleine war zwar längere Zeit dahingewelkt – aber nur so zum Spaß; erst als er eines Nachts mir nichts, dir nichts ganz verwelkte, und der kleine Körper reglos und ohne Atem auf einem Haufen allerlei schmutziger Lumpen lag – im Bett bei den anderen Kindern hätte der Bub doch nicht liegen können, damit sie sich nicht ansteckten, Jesus, Maria und Josef! – heulte die arme Frau Hmatálková, verzweifelt weinend, und Herr Hmatálek ging daraufhin in die Schnapsbude, um seinen unsäglichen Schmerz zu ersäufen. [...]

Als man Pepíček zur letzten Ruhe trug, schneite es noch dicht aus den Wolken, und weiße Flocken fielen auf den aufgegrabenen gelben Lehm; seit dieser Zeit hatte sich jedoch das kleine Grab mit weichem Gras bedeckt, die knospenden Sträucher in seiner Umgebung mischten ihren grünen Glanz in die schwarzen Schatten der Zypressen und Thujen. Der Frühling breitete seine Flügel über der Donaustadt aus. Sonnenstrahlen zauberten in den grünen Wiesen des alten Praters Lichter und Schatten hervor, die Zweige der Bäume in den Parks und an den Promenaden bedeckten sich mit Grün und warfen flimmernde Schatten auf die sich unter ihnen drängenden und durchwindenden Menschenmengen. Freudig ist so ein Wiener Sonntag im Mai! Der Wiener ist ein kreuzbraver Mensch, schade, daß dieser ursprüngliche Menschenschlag ausstirbt; man überarbeitete sich nicht, schäkerte ein wenig, tollte sich aus, je näher, desto besser, wenn nur ein Gläschen guten Weines und was Gutes zum Schnabulieren da waren, man amüsierte sich und kehrte gottesfürchtig nach Hause zurück. Und die Wienerinnen, herrje! Hübsch sind sie, neckisch, sie ermüden ihre Männer und Verehrer nicht durch übermäßige Bildung und verstehen es, sich geschmackvoll, kokett zu kleiden, wie Pariserinnen, wenn nicht noch besser.

Den Wienern und ihren Frauen und auch Töchtern steht das alles, weil es bei ihnen natürlich ist, man kann sich nicht vorstellen, daß sie sich anders gebärden, sprechen und handeln würden. Aber wehe dem, der sie nachahmen will. Er macht eine lächerliche Karikatur aus sich; dafür, daß solche Karikaturen nicht aussterben, sorgen sehr viele unserer Landsleute, die sich jedes Jahr dorthin begeben und allen Gesellschaftsschichten angehören.



*Dame der besseren Gesellschaft*





*Theaterprogrammstudium vor  
einer Litfaßsäule beim Burgtheater*

Wer zum Beispiel würde nicht selbst lachen und den Lachern recht geben, wenn er den soeben über den damals fertiggebauten Kärntnerring schreitenden Schuster Bricháček sähe und hörte? Bricháček wohnte in der Roßbau nicht weit von Košata, mit dem er dort Bekanntschaft geschlossen hatte, und weil er ein guter Mensch war, nahm er sich vor, diesen seinen Landsmann zu zivilisieren.

„Vor allem“, redete er ihm ins Gewissen, „muß man Deutsch können, wenn man es hier zu etwas bringen will. Passen Sie auf, Košata! Ich werde Sie unterrichten, und Sie werden sehen, es wird Ihnen gleich ein Licht aufgehen.“

Jeden Sonntag und manchmal auch abends an einem Wochentag kam er zu ihm auf Besuch und gab sich alle erdenkliche Mühe mit ihm. Der arme Košata, der unablässig an seinen toten Pepíček dachte, und den das ständig kühlere Benehmen seiner Frau nicht wenig bedrückte, sah wohl ein, daß es gut wäre, Deutsch zu können; weil er aber mit den Gedanken nicht bei der Sache war, begriff er sehr, sehr schwer, so daß Bricháček des öfteren aus Verzweiflung über die Schwerfälligkeit seines Schülers ausrief: „Matěj, Ihr Kopf ist so stumpf, wie es Ihre Holzscheite da sind ... Ich war kaum ein halbes Jahr in Wien und hab' schon auf deutsch diskurriert wie geschmiert.“

Und dann begann er wieder an seinen zehn Fingern abzuzählen, die ihn umgebenden Gegenstände zu benennen und zu reden und zu reden ...

Während Matěj seinem Lehrer auf den Mund schaute, grübelte er darüber nach, daß er seine Frau schon zwei Sonntage nicht daheim angetroffen und wie sie ihn, als er zum dritten Mal gekommen war, abgefertigt hatte: „Komm' mir lieber nicht hierher! Du siehst aus wie ein Räuber! Hast du dir immer noch keinen neuen Rock kaufen können? Übrigens weißt du, daß die Gnädige nicht will, daß fremde Leute herkommen ... willst du, daß ich meinen guten Dienst verliere?“

Als er daraufhin einwandte, daß sie ein Ehepaar wären, daß sie zueinander gehörten, daß sie nun nicht mehr für Pepíček sparen müßten, erhielt er die Antwort: „So, du willst mich also aus dem guten Leben herausreißen, damit ich wieder mit dir dein Elend aushalten muß? Ich spar' jetzt für mich! Verdien' was und sei auch sparsam! Wenn wir ein paar Gulden beisammen haben, dann werden wir wieder miteinander leben ... Ich denke an alles ... Herr Fritz hat mir geraten, daß ich mir später einen Greißlerladen oder eine

Wäscherei aufmache ... das wird ein besseres Leben sein ohne diese Plackerei ... Wer hat denn nach Wien wollen? Ich vielleicht? Du hast so lange keine Ruhe gegeben, bis du da warst. Du bist schuld, daß unser Pepíček von uns gegangen ist!“ – Bei diesen Worten begann sie jämmerlich zu schluchzen. „Und jetzt willst du, daß die Not von früher wieder zu uns zurückkehrt? Damit ich auch sterbe? Du hast kein Herz ... Ich sag’ dir, komm’ nicht her, bis ich es dich wissen lasse ...“

Sie hatte die Tür zugeknallt und ihn stehen lassen.

An das alles dachte Matěj Košata, Tag für Tag und jeden Moment erinnerte er sich daran, bei der Arbeit, beim Essen, am Abend, wenn er sich ausrastete, auch in der Nacht, wenn er sich oft, sehr oft auf seinem armseligen Lager schlaflos herumwälzte. Auch an jenem Frühlingssonntag im Mai dachte er daran, als alles Fröhlichkeit ausstrahlte, als die Menschen in lebhaften bunten Strömen aus der Stadt hinaus eilten. Unaussprechliche Sehnsucht nach seiner Ehefrau, die er aus seiner ganzen guten Seele heraus liebte, ergriff ihn, und er entschloß sich, noch einmal zu versuchen, ihr Herz anzusprechen: er wird ihr sagen, daß er schon einen Fünzfinger erspart hat, daß er ein kleines Zimmerchen mietet, ein angenehmes, sauberes, in ihrer Nähe, damit sie wenigstens manchmal bei ihm bleiben könnte. Ihm wird es auf die Entfernung nicht ankommen, er wird eine Stunde früher aufstehen, um rechtzeitig bei seiner Arbeit zu sein.

Als ihn seiner Gewohnheit nach der Schuster Bricháček besuchen kam und von seinem Plan erfuhr, bot er ihm bereitwillig an, ihn zu begleiten und unterwegs zu unterrichten.

Also gingen sie los. Unterwegs sprach der Schuster recht laut auf deutsch, damit die Passanten seine Versiertheit und Klugheit bestaunen könnten.

Natürlich verstand Košata kein Wort; das fiel für den Schuster aber kaum ins Gewicht, alles gibt sich schließlich mit der Zeit, auch diese Begriffsstutzigkeit von Košata. Vorläufig fühlte er sich königlich entlohnt, wenn er sah, wie die Vorübergehenden sich nach ihm umdrehten.

Und es gab allen Grund zum Schauen! Der Zylinder auf dem Kopf, der auf der stumpfen Nase fast waagrecht abstehende Zwickel, der hellbraune Rock, die violette Weste und die weiß karierten Hosen – das allein war schon sehenswert. Und neben diesem Stutzer wandelte mit weit ausholenden Schritten ein riesenhafter Mann

in halb bäuerlicher Kleidung, mit hohen Schaftstiefeln; von den mächtigen Schultern ließ er Bärenatzen ähnliche Arme baumeln. Und dazu Bricháček's Erklärungen; na, denen wird er ein's auswaschen, diesen Wienern, na, denen wird er zeigen, wie er ihre Stadt kennt, besser als sie selbst!

„*Ti ise Šotnink! – Ti ise gajseliche purk! – To ise Mariahilfne Hauptštros! – To ise Kermerink (Kärntnerring)! – To ise vulcl (Wollzeile)! – To ise kalimposelšof (Gartenbaugesellschaft)! – To ise Švonciperkplac (Schwarzenbergplatz)!*“ usw.

Ja, alles freute sich über jenen Sonntagnachmittag im Mai, alles, ohne Unterschied! Bricháček sah es auf allen Gesichtern und sagte es in seinem Deutsch seinem Begleiter, ihn aufmunternd, sich auch zu freuen.

Während ihrer Unterhaltung gelangten sie zur St. Marxer Linie und zu dem Haus, wo Terezka wohnte. Matěj trat ein, nachdem er seinen Freund gebeten hatte, einen Moment draußen zu warten.

Auf dem Hof stieß er auf seine Frau, städtisch herausgeputzt, mit Handschuhen; sie war so schön, daß er ganz geblendet war! Sie freute sich sichtlich weniger, als sie ihn erblickte, und wurde leicht blaß.

„Terezka! Mein Schatz, meine Einzige ... Ich hatte solche Sehnsucht ... Ich bin gekommen, weil ich ohne dich nicht leben kann“, sprach er sie stammelnd an.

Sie faßte sich: „Du bist mir ein Schöner! Daß du dich nicht schämst! So geht man in Wien herum? So eine Schande machst du mir? So soll ich mich mit dir sehen lassen? Du wirst dein Leben lang ein plumper, ungehobelter Bauernlummel bleiben!“

„Terezka, beim Herrgott, ich bitte dich ... wir sind doch verheiratet ...“

„Geh', wohin du willst, und laß mich in Ruh. Hab' ich dir nicht gesagt, du sollst nicht herkommen? Nicht einmal auf dem Hof werd' ich mit dir reden ... ich bin im ganzen Haus bekannt ... du machst mir eine Schande in aller Öffentlichkeit ... willst du mich um dieses Stückchen Brot bringen ... pfui, du Hundsfott!“

„Terezka!“

„Ich wollte in die Stadt gehen ... die Gnädige hat es mir aufgetragen ... sie haben dort auch ein Haus ... und jetzt kommt mir dieser Lulatsch in die Quere ...“

Da kam aber ein anderer, nämlich Herr Fritz, dazu.

„Na, was denn, was denn, Košata?“

„Ach, mein Gott, teurer Herr, ich bin sie besuchen gekommen ... sie ist doch vor Gott und der Welt meine Frau ... und so ein Geschrei! Reden Sie ihr zu, teurer Herr, sie hat den Verstand verloren! Ich und sie belästigen? Um ihren Dienst soll ich sie bringen wollen? ... Gott behüte! –“

Terezka war unterdessen in die Waschküche zurückgekehrt. Herr Kratochvíl redete Matěj sanft und weise zu.

„Schauen Sie, Košata, seien Sie nicht dumm; reißen Sie sie nicht heraus aus diesem Dienst; denken Sie d’ran, sie kriegt jetzt zwanzig Gulden monatlich! Und außerdem, wie gern die gnädige Frau sie hat ... den ganzen Tag geht es: Resi hin und Resi her, und wo ist denn die Resi?, die Resi soll kommen! Sie würden es nicht glauben. Aber wir haben eine strenge Hausordnung ... anders geht es nicht ... überlegen Sie, so viele Dienstboten! Bedenken Sie, was das für Prozessionen wären, wenn jeden, der hier dient, die Verwandten besuchen kämen. Wir haben hier einige verheiratete Frauen, und die Männer dürfen nicht zu ihnen! Und außerdem – wundern Sie sich nicht! Sie hat viel Arbeit, wahnsinnig viel! Er kommt her, erinnert sie an das Kind, sie regt sich auf ... Warten Sie die Zeit ab, Sie werden schon noch was voneinander haben ...“

Košata ließ den Kopf hängen, faltete schmerz erfüllt die Hände und ging langsam aus dem Hof, Herr Fritz, ständig hinter ihm nach, redete ihm unablässig zu, bis er ihn sozusagen aus dem Haus hinausgeredet hatte.

Vor dem Haus wartete Bricháček auf ihn.

„Na also, haben Sie sie gesehen?“ fragte er. „Was hat sie gesagt? Wird sie zu Ihnen kommen?“

Matěj schüttelte traurig den Kopf: „Gesehen hab’ ich sie, aber sie wollte nicht mit mir reden ...“

„Sie werden sich doch nichts d’raus machen – gehen wir auf ein Glas Wein – Sie werden alles hinunterspülen und darauf vergessen.“

Zuerst wollte Matěj nicht, schließlich gab er doch nach und ging mit Bricháček in eine nahe Weinstube.

Er trank ein Gläschen, trank zwei. Er spürte, wie das ungewohnte Getränk warm und wohltuend durch seinen ganzen Körper strömte. Er fühlte sich freier, die Zunge wurde ihm locker, und langsam, stockend erzählte er das ganze Kreuz, das er mit seiner Frau hatte. Bricháček hörte aufmerksam zu, wobei er seinem Befremden von Zeit zu Zeit mit einem saftigen deutschen Fluch Aus-

druck verlieh: „*Fluch te sakramente!*“ Als Košata dann zu Ende gesprochen hatte, haute der Schuster mit der Faust auf den Tisch und rief aus: „Ach so? So springt sie mit Ihnen um? Und Sie dulden das, verflucht noch mal? Schauen Sie, ich bin auch verheiratet, aber das sollte meine Alte mit mir aufführen! Das möcht’ ich sehen, Himmel, Herrgott! Sind Sie ein Mannsbild, daß Sie sich das gefallen lassen? Egal, ob es dem Mann gut oder schlecht geht, ob er Hendl’n oder Erdäpfel ißt, die Frau gehört an seine Seite! Sie sind ein Simandl, einen Pantoffelhelden heißt man so! Probieren Sie es einmal auf eine andere Fasson, hauen Sie drein, schlagen Sie zu, Herrschaft noch einmal!“

Nach dieser gründlichen Rede sprach der Schuster noch gründlicher dem Alkohol zu und Matěj auch. Sie gossen ein Gläschen nach dem anderen in sich hinein, Matěj fühlte sich immer freier, und der Schuster brüllte ihm immer nachdrücklichere Philippiken gegen ungehorsame, eigensinnige und böse Weiber ins Ohr. Zuerst begann Matěj von diesen Reden laut zu weinen, weil er an sein Unglück dachte; als der Schuster dem Ende zu jedoch nachwies, daß Terezka ihm seiner Meinung nach untreu sei, als er ihm mit großen Augen und hochgezogenen Augenbrauen sagte: „Ihre Frau hat einen anderen, und zwar diesen Herrn mit der Goldkette!“ – da ging mit Košata plötzlich eine Verwandlung vor. Schaum trat auf seine Lippen, er ballte krampfartig die Fäuste, und die Augen traten ihm aus den Höhlen und wurden blutunterlaufen.

„Das ist es! Das ist es!“ zischte er, „und ich blinder Esel hab’s nicht bemerkt! Aber das wird sich ändern! Das wird ein Ende haben ... Ich werd’ sie erwürgen, die schlechte Kanaille – und zwar sofort, jetzt gleich!“

Er machte noch einen Schluck, schüttete das ganze Glas in sich hinein, warf dann einen Gulden auf den Tisch und sagte: „Zahlen Sie, was ich getrunken habe!“ – dann stürzte er aus dem Lokal, ohne darauf zu achten, daß der Schuster ihm nachrief: „Sind Sie übergesnapp’t? Passen Sie auf, man wird Sie einsperren!“ – Er beachtete nicht einmal, daß alle Gäste in Panik aufgesprungen waren.

Mit Riesenschritten jagte der ergrimnte Unglücksrabe, die Mütze im Genick, zum Haus der Hasenöhrln, ballte die Hände zu Fäusten, murmelte unverständliche Worte. Auf der Gasse wimmelte es vor Leuten; er kümmerte sich nicht darum und rempelte gegen Krethi und Plethi, um sich einen Weg durch die Menschenmenge

zu bahnen. Man wich ihm aus, schrie ihn an, schimpfte – aber er sah und hörte nichts.

Er gelangte zu dem Haus, stürmte schnurstracks durchs Tor, rannte über den Hof und blieb bei der Tür in die Waschküche stehen. Mit seiner gewaltigen Rechten packte er die Klinke – die Tür war versperrt; er rüttelte daran, bis sie krachte. Die Anstrengung war vergeblich, er konnte sie nicht aufbrechen. Er begann schrecklich zu fluchen: Wilde Drohungen und rohe Beschimpfungen sprühten nur so aus seinem Mund. Menschen liefen herbei, schrien auf ihn ein, wollten ihn ergreifen; ganz toll wie ein gereizter Löwe holte er gegen sie aus – fiel zwei an und schleuderte sie auf das Steinpflaster: „Traut Euch nicht her“, brüllte er, „ich schlag’ Euch tot wie Katzenjunge!“ – Alle stoben auseinander, und der arme Kerl tobte weiter und unternahm eine Attacke nach der anderen auf die Tür. Als er feststellte, daß seine Mühe umsonst war, daß er die Tür nicht aus den Angeln brechen konnte, ließ er von ihr ab, und schlug mit den bloßen Händen gegen die Fenster, bis das Glas zersplitterte und auf die Steine klorrte. Er rammte sich die Scherben in die Fäuste, so daß sich ein Strom von Blut aus ihnen ergoß und ihn ganz befleckte. Er bot einen gräßlichen Anblick dar.

Ein Wachmann tauchte auf. Kaum hatte der Wütende ihn erblickt, warf er sich wie ein grimmiger Auerochse auf ihn. Bevor der Wachmann seinen Säbel ziehen konnte, hielt ihn Košata an der Brust, hob ihn mit seiner riesigen Kraft hoch in die Luft, beutelte ihn wie eine Katze eine Ratte, und, weiß Gott, was passiert wäre, wenn in diesem Moment nicht zwei weitere Polizisten herbeigeeilt wären, denen sich noch ein paar Männer anschlossen. Nach einem verzweifelten Kampf gelang es schließlich, den Berserker zu überwältigen und ihm Fesseln anzulegen.

Er wurde auf die Wachstube abgeführt.

Die Wiener Zeitungen brachten dann von diesem Vorfall Berichte folgender Art: „Ein gewisser rabiater ‚Wenzelssohn‘ namens Koschatta verursachte gestern bei der St. Marxer Linie einen Riesenkrawall. Aus Eifersucht gegen seine untreue Marianka schlug ‚Herr Wenzel‘ ein paar Fenster ein, verletzte zwei Menschen und widersetzte sich der Wache, die ihn verhaften wollte. Es wurde schon verfügt, daß der heißblütige Grobian eine gebührende Abkühlung bekommt.“



*Die Wachleute*



[Kořata wird während eines viermonatigen Gefängnisaufenthaltes von seiner Frau verlassen und stirbt, nachdem sich alle von ihm losgesagt haben, von der schweren Arbeit gesundheitlich ruiniert. Nur der Mediziner Karel Svoboda, einer der drei Studenten aus der Schmalzhofgasse, dem er nach der Einlieferung in ein Krankenhaus zufällig begegnet war, hatte Mitleid mit ihm verspürt und war ihm in seiner letzten Stunde beigestanden. Frau Kořata heiratet später den Hausknecht Fritz, kann es mit ihm zu Wohlstand bringen und wird eine richtige Wienerin. Svoboda hingegen leidet an seiner unglücklicher Liebe zu Bětuška, jenem hübschen jungen Mädchen, das sich einst der Familie Kořata auf der Wanderung nach Wien angeschlossen und hier dann als Sängerin unter dem Namen Mercedes Moreno Karriere gemacht hatte. Nachdem er sich mit ihrem Liebhaber, einem Adligen, unter reichlich romantischen Umständen duelliert und diesen schwer verwundet hatte, war er 1866 in den Krieg gezogen. Er kehrt verwundet aus der Schlacht von Königgrätz zurück und muß in Wien erkennen, daß Bětuška als Kurtisane einen gesellschaftlichen Abstieg durchgemacht hat.]

[...] über Wien erblühte wieder der Mai.

Der Corso im Prater: Riesige Menschenmengen strömten dort hin, füllten die Alleen auf beiden Seiten der breiten Hauptstraße, die diesen herrlichen Park von Südost nach Nordwest durchkreuzt. Die drei Kaffeerestaurants waren überfüllt. Es war schwer, in den endlosen Reihen von Tischen, die unter freiem Himmel aufgestellt waren, ein Plätzchen zu finden. Ein unbeschreibliches Getümmel, aber gute Laune hatten diese Menschen, die Freude strahlte ihnen aus den Augen. Die Natur öffnete ihre Arme für sie, die Sonne küßte mit ihren Strahlen ein junges Mädchen auf die rosigen Wangen, kleine Kinder auf ihre blassen Gesichtchen, lachte die pausbäckigen Mütter an, verscheuchte die Düsterteit von der Stirn alter Männer, ließ neuen Glanz in den Augen der Greise erstrahlen.

Ein unendliches Stimmengemisch, geheime Gespräche, geflügelte Worte, die wirbelnd durch die Luft flogen, in allen Sprachen und Dialekten.

Damals breitete sich der berühmte Park noch in seiner ganzen Pracht aus, obwohl ihm schon die Sterbeglocke läutete. Der zickzackförmige Lauf der weiß schimmernden Gewässer des riesigen Flusses, voll flacher, mit verschiedenen Bäumen bewachsenen Inselchen, war von einem mächtigen, im feuchten Schwemmboden üppig wuchernden Wald gesäumt, und wo der hohe Wald zurücktrat, leuchtete das Grün ausgedehnter Rasenflächen und anderwärts eines undurchdringlichen, niedrigen Dickichts; stellenweise

## \* Ringa, Ringa, Reiha!

### Böhmische Parodie.

Zu singen auf die Melodie aus der Operette „Die Dollarprinzessin.“

Text von Karl Lorens.

~~~~~  
Wenzl kommt zur Marianka  
In die Kuchel auf die Nacht,  
Weil am Sonntag sie hat Ausgang,  
Wenzl dort Aufwartung macht.  
Die Marianka wart auf ihn schon,  
Wenzl fragt, wu geh'n me hin?  
Mach me Landpartie hinaus wu  
Oder bleib'n me da in Wien?  
Da sagt Wenzlitschek zu ihr:  
Tu dich nur fein z'sammschwanzn,  
Mi geh'n me heut in' Prate h'nab,  
Heut werd'n me bissel tanzen.

Da tanz me Ringa, Ringa, Reiha hin und her,  
Bei Swoboda, da geht's höher nimmermehr.  
Das Kapellmaster spielte Pulka wunderschön,  
Und nach das Pulka kriegst es Hubitschku sehr fein,  
Warum kann alle Tag nit su a Sonntag sein.

(Refrain Chor ad libitum).

Alle zwa fahr'n mit das Tramway  
Um sechs Düppeln gleich gradaus  
Zu Pan Swoboda in' Prater,  
Bei das Tanzlokal steig'ns aus,  
Hupfen drinnen uminander  
Lustig nach das Pulkatakt.  
Jekus, Wenzl, fehlt mir Athem,  
Die Marianka plötzlich sagt,  
Der Schäd'l tut mir auch schon weh  
Dass glaub', ich muss zerspringen.  
Der Wenzl führt die Marianka  
Hinaus und tut schön singen:

Mi geh'n me bissel Ringa Reiha, umradum,  
Und ist das Planken gar, su kehr' me wieder um...

\* Die Originalmusik von Leo Fall ist in allen Musikhandlungen zu haben. (Preis 1 K 80 h).

## Beim fünf Kreutzer Tanz.

Text v. J. Modl.  
Musik von Carl Kratzl.

10

Auf den Sonntag freu' ich mir, denn da geh' ich  
aus mit ihr, Ma-ri-an-ka to-je Dak, ich zieh' an mein  
neu-e Frack, Nachmit-tag um hal-ber drei, steh ich bei de  
Hausthor glei, und so-dann auf na und ja, is Ma-rian-ka  
auch schon da. Grüss Gott mei lie-bes Schatzerl, geh  
sie sagt du bist mei-ne, mein  
gieb mir a Schmatzerl, du bist mein lie-be Katerl, Ma-  
Wen-zel mein Klei-ne, so Kra-va-lier so fei-ne, fesch  
rian-ka grüss dich Gott, und lot. (Tanz) Im  
bist es sa-per-  
Pra-ter gehn ma 'hun-ter, geht's drü-ber, geht's drunter, beim  
Tanz da sein ma mun-ter, fünf Kreutzer ei-ne Tour.

4010

2.

Kaum thun wir im Prater sein  
Hör'n ma schon die Leute schrein  
Servus, grüss' dich a do schau  
Wenzel kommt mit seine Frau  
Und da war erst g'seohn und aus  
Wie wir kommen in Wirtshaus  
Musik spielt de schönste Stück  
Marianka so a Glück.

Ich sag gleich voller Gütte  
Erlaub' mir ich bitte  
Und nehm' sie um die Mitte  
Da tanz me fest drauf los  
Schön wars grad nix g'wachsen  
Hat g'macht ihre Faxen  
Mit ihre krumme Haxen  
Die warus gleich Metergross.

(Tanz.)

Im Prater gehn etc.  
(Wie Strophe I.)

3.

Wie dann aus war Tanzerel  
Fangen's an a Streiterei  
Nepomuk der war so keck  
Hat Schneider g'nommen Madl weg  
Schneiderg'sell das gar nit g'fällt  
Weil er ihr schon Nachtmahl zahlt  
Schreit Babuschka da gehst her  
Sonst gib'ts heut noch a Malheur

Doch Nepomuk sagt heiter  
Wannst nit glei gehst weiter  
Du dumme blöde Schneider  
So kriegstes was in's G'sicht  
Der Schneider der thut brummen  
So därfens mir nit kummen  
Mein Madl hab'n's mir g'nummen  
Das passt sich einfach nicht.

(Tanz.)

Schmerz war schnell überwunden  
Er hat Andre gleich gefunden  
An die er sich gebunden  
Bei dem fünf Kreutzer Tanz.

(Tanz.)

taten sich weißliche breite Flächen oder schmale Streifen feinen Sandes auf, den das Wasser hier angeschwemmt hatte; dazwischen tiefe, schwarze Wassertümpel, seichte Bächlein, die aus der Donau kamen, aber durchsichtig wie Glas waren, weil das durch den Boden gesickerte Wasser von jeder Unreinheit befreit war.

Und wieder Bäume in endlose Weiten – Hainbuchen, Weiden, Kastanien, Espen und die für die Donauwiesen charakteristische Weißpappel, deren Blätter auf der Rückseite wie mit reinem Silber überzogen glänzen. Es gab hier genug Pfade, breite und schmale, wenig begangene; aber auch eine Menge ganz wilder Plätze, wohin sich nur selten der Fuß eines Menschen verirrt. Solche Plätze waren allerdings auch ein Zufluchtsort für verschiedene Typen, die aus guten Gründen die menschliche Gesellschaft im allgemeinen und ihre Wächter im besonderen meiden. Es gab hier Verstecke mehr als genug, und diese entlegenen Örtlichkeiten erfreuten sich keines besonderen Rufs. Ein anständiger Mensch suchte sie selten auf, es sei denn irgendein schwärmerischer Freund der Natur oder ein Eigenbrötler, der sich, in seine Gedanken versunken, verirrt hatte.

Die Sehnsucht nach Einsamkeit hatte auch Doktor Karel Svoboda hierhergetrieben. Er war sehr viel ernster, sein Schnurrbart mächtig, sein regelmäßiges Antlitz männlich geworden; die Augen wirkten zwar ein wenig eingefallen, aber Seelenruhe und glückliche Zufriedenheit blickten aus ihnen.

Ein laues Lüftchen umwehte ihn – er atmete frei und süß in dieser göttlichen Natur, in dieser Einsamkeit der tosenden Stadt.

Er setzte sich auf den Rasen neben ein dichtes Weidengebüsch; im nahen Hagebuchegehölz schlug eine Nachtigall, begann ein Fink zu singen, zu seinen Füßen rieselte ein sauberes Bächlein über farbige Kalksteinchen, die die Fluten des großen Stroms hier von irgendwoher aus den fernen Alpen abgelagert hatten. Der Lärm und das Rumpeln der Kutschen, die durch die Hauptallee fuhren, drangen nur selten und sehr gedämpft zu ihm her. Er gab sich mit der ganzen Seele dem Zauber der erhabenen Ruhe hin.

Und wie er so gedankenverloren dasaß, vernahm er in der Nähe das Geräusch leichter Schritte. Er hob den Blick; vor ihm stand ein Frauenzimmer, ein freches Lächeln auf dem blassen, noch jungen und ziemlich hübschen Gesicht. Alle Sünden und Laster hatten ihre Zeichen in diese jungen Züge eingraviert, und dennoch versteckte sich hinter diesem dreisten Blick in den tief in den Höhlen

liegenden Augen etwas unendlich Trauriges. Die an ihr herunterhängenden Fetzen, Reste eines einst herrlichen Kleides, die zerrissenen Schuhe, das zerdrückte Hütchen, das alles erweckte eher Mitgefühl als Abneigung. Vielleicht bemerkte sie den Eindruck, der sich im Blick des jungen Mannes spiegelte, denn sie hörte zu lächeln auf, senkte sogar die Augen. Svoboda erhob sich, schickte sich an, stumm fortzugehen, wendete sein Gesicht von ihr ab und machte ein paar Schritte.

„Gnädiger Herr, ich habe Hunger, ich habe seit dem Morgen nichts gegessen ...“

Sie sprach mit einem bizarren, verstümmelten Deutsch, aber ihre Stimme war weich und angenehm, berührte das Herz. Er hielt an und schaute zurück – sie stand immer noch am gleichen Fleck, mit gefalteten Händen.

„Sind Sie Tschechin?“ fragte er mitleidig.

„Ja, gnädiger Herr ... ach, warum bin ich hierher gegangen! Ich habe das Glück gesucht, und das da ist mir zuteil geworden ...“

Er kannte diese Geschichten, er hatte genug von ihnen zu hören bekommen. Er gab ihr einen Gulden und ging, ohne ihren Dank zu beachten. Er erinnerte sich an eine gewisse Bětuška, die auch vor Jahren nach Wien gekommen war, um das Glück zu suchen ... Fort aus dieser Einsamkeit, fort, fort! ...

Er eilte zur Hauptallee. In einer Viertelstunde trugen ihn bereits die Wellen des lebendigen Stroms dahin, um ihn herum Stimmen, Lärm, Gelächter. Ab und zu stand der Strom still, und alles starrte auf den Korso der Equipagen.

Es gab wahrlich was zu sehen. Adelskutschen aus lauter Gold und Silber, schöne Pferde, prächtige Livreen. Stattliche Herren wechselten einander ab, ein Regenbogen schöner Damen in kostbaren Toiletten, Wolken aus Musselin, das Funkeln von Juwelen. Alle Blicke waren auf diese pompöse Pracht geheftet. Die letzte Reihe der Equipagen fuhr langsam, als würde sie sich zur Schau stellen. Manchmal blieb auch sie stehen, stand zwei, drei Minuten – die Pferde schnaubten, warfen die Köpfe herum, stampften ungeduldig.

Svoboda stand in der ersten Reihe der Zuseher, die Leute hinter ihm waren gegen ihn gepreßt, so daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte. Gleich hinter ihm befanden sich zwei Offiziere, von denen einer offenbar alle die stolzen Namen der Vorbeifahrenden, alle Wappen, alle Livreen kannte. Svoboda hörte in allen

Einzelheiten seine Erklärungen: „Fürst Esterházy, da schau her, das sind Schimmel, gelt? – Fürst Sapieha. – Graf Potocki. – Graf Sternberg.“ [...]

[Mehr als zehn Jahre später sieht Svoboda, der zu einem allseits geachteten berühmten Professor avanciert ist, Bětuška ein letztes Mal wieder, als sie, von Syphilis gezeichnet, nach einem Sprung aus dem dritten Stock eines Hauses in der Leopoldstadt tödlich verletzt ins Krankenhaus eingeliefert wird. Das Buch endet mit der Erkenntnis, daß man in Wien kaum Glück finden, sondern höchstens zu Berühmtheit und Einfluß kommen könne.]